

Vergißeinnicht 1936

9 (1936)



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT DER MARIANNHILLER MISSION
 NUMMER 9 SEPTEMBER 1936 54. JAHRGANG

Zum Fest Mariä Geburt

8. September

O Mutter, einmal warst auch du ein Kind
 Voll süßer Hoheit, wie die Kinder sind.
 Ja, von des Himmels Gnadenstrahl erhellt,
 Ein Mägdlein, hold, wie keins noch auf der Welt.
 Der Duft der Unschuld, der dich süß umweht,
 War lilierein und zwingend zum Gebet;
 Dein Lächeln — Sonnenschein im Frühlingshag;
 Dein Zauchzen silberklar, wie Lerchenschlag.
 Dein Spiel von sinnig-tiefer, inn'ger Art;
 Dein Weinen still, dein Trösten fein und zart.
 Und als die Mutter dich zur Welt gebracht,
 Wie hast du sie und alle froh gemacht!
 Die Kindlein sind der Mütter bester Teil —
 Du aber trugst im Keim das Weltenheil,
 Du Wurzel zart, aus der das Röslein sproß,
 Das uns den Himmelgarten neu erschloß.
 Ein Stern ging auf, der tiefste Nacht erhellt;
 Du Mutter, brachtest uns das Licht der Welt.
 Ein Segen weht um deinen heil'gen Namen.
 Die wir dich grüßen, bitte für uns! Amen.

Ilse Franke-Dehl

Mariä Namen-Fest

12. September

„Gegrüßt seiest du, Maria! Du Gnadenvolle, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes.“ Luf. 1. (Offertorium der Festmesse).

„Mirjem“ nannten dich Vater und Mutter. „Maria“ nennen wir dich in der griechischen Form des neuen Testaments, unter der die Christen der ersten Jahrhunderte deinen Namen kannten . . . Mirjem — Miriam, die 12 Jahre ältere Schwester des Moses, war deine Namenspatronin und dein liebes Vorbild. Sie ragte durch ihre erfindungsreiche Sorgfalt für den kleinen, später so berühmten Bruder, durch Prophetengabe und die Führerrolle unter den Frauen und Jungfrauen ihres Volkes empor, wahrhaft eine Auserlesene, eine „Erhabene“, wie ihr Name besagt.

Aber du, heilige Gottesmutter, deren Spuren wir Menschen noch nach 1900 Jahren folgen, du bist unsere Miriam mit dem göttlichen Jesuskind, ohne die Fehler der ersten Miriam zu tragen.

Du bist die „Hohe“ und „Herrliche“, die „Herrin“ und „erhabenste Fürstin“. Heilige Königin im Himmelreich, aus der Tiefe grüßen wir dich, dem Engel im Evangelium spreche ich es nach: „Gegrüßet seiest du, Maria!“ . . .

Als „Meeresstern“ stehst du zwischen Himmel und Erde. Mittlerin bist du vom Erdendunkel zum Gotteslicht. Aus den Stürmen zeigst du den Weg. Den Irrenden hilfst du ans Ziel. Leuchtender Meeresstern mit deinem sicheren, ruhigstrahlenden Licht, „sei gegrüßt, Maria!“ . . .

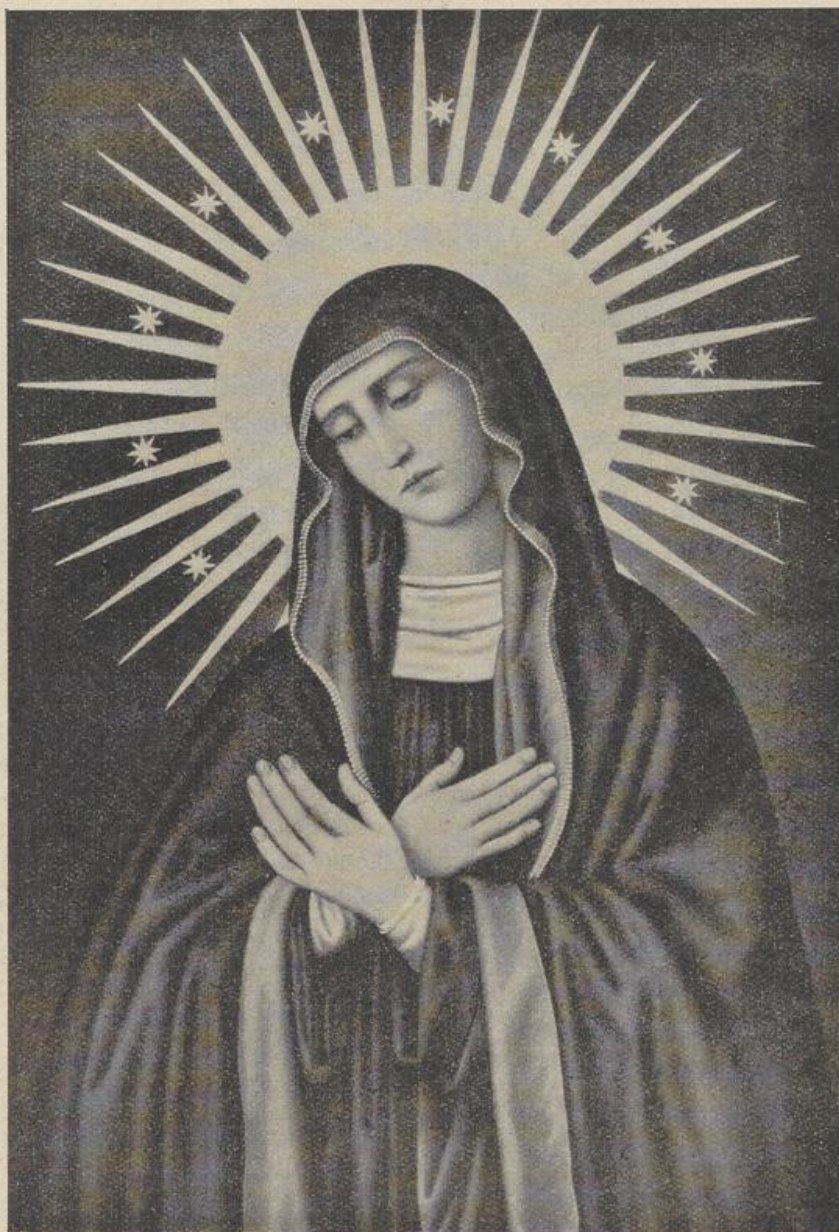
„Schmerzensreiche“ warst du unter uns Menschen. Als Schmerzensmutter kennst du die Bitterkeiten des Lebens. Mitleid, herzliche Anteilnahme trägst du mit unseren Leiden. Nirgends stehst du uns näher, heilige Mutter, als in deinem Weh und harten Erdenleid. Du bist wirklich ganz unser. Und von Drangsal umdrängt, von der Not einer schweren Zeit erdrückt, rufe ich zu dir, „Gegrüßt seiest du, Maria!“ . . .

Maria, Gnadenvolle, führ uns gütig und gnadenreich zu deinem Sohne! Zeige uns jetzt und besonders, wenn das Erdenleid für immer abschließt, Jesus, die gebenedeite Frucht deines Leibes. So gib auch uns zeitliches, dann ewiges Glück und Frieden, (Stillgebet d. hl. Messe), wie die Kirche heute erfleht.

„Glücklicher Leib der Jungfrau Maria, der den Sohn des ewigen Vaters tragen durfte!“ (Kommuniongebet der Festmesse).

Maria konnte unter allen zuerst den ewigen Sohn Gottes als Menschenkind besitzen und in unaussprechlicher Weise mit ihm vereinigt sein. Sie durfte mit dem Thronen dadurch beitragen, dem Erlöser sein Heilswerk zu ermöglichen. Der Name Maria erinnert auch jedesmal daran. Er ist Symbol und Ausdruck eines ganz gottgeeeinten, dadurch aber auch gegenwärtigen Lebens.

Maria, in geheimnisvoller Nachbildung der Gnaden, die du hehre Mutter erlangt hast, bin ich jetzt, obgleich schwaches Menschenkind, mit meinem Herrn und Gott verbunden. Um als Mensch mit mir Menschen sein zu können, hat er Adams hinfällige Natur in sich aufgenommen. Zeitliches mit dem Ewigen verknüpft.



Mariä Namensfest

Photo: Sauerland, Wernberg

Heiligkeit sollte mich zieren, da der Heiligste und Bringer allen Heiles in mir wohnen will . . . O Jesus, lege von deiner unbegreiflichen Heiligkeit und Reinheit in mein Herz. Gottesvereinigung muß heilig machen, insofern sie nicht schon Heiligkeit voraussetzt. Ich eröffne mich, Herr, deiner stillen Wirksamkeit, die du in der Eucharistie schon an Millionen nun Vollendeter vollbracht hast. Gib mir das Glück, deiner und deiner heiligen Mutter Namen würdig zu leben! Wenn ich nach dieser Gnadenstunde glücklichen Geeintseins mit dir zu den mannigfachen Zerstreuungen des Tages zurückkehre, o dann laß mich, wo immer ich sein mag, den

Schutz und Segen Marias erfahren, deren Namensfest wir durch das heilige Opfer und die Kommunion gefeiert haben (Postkommunion des Festes). —d—

Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Kirchweihe in Butterworth: (Apost. Präfektur Umtata). Der 1. Juni dieses Jahres brachte den Katholiken des Provinzstädtchens Butterworth ein bedeutungsvolles Ereignis. Der Apostolische Präfekt von Umtata, Msgr. Emmanuel Hanisch RMM., nahm an diesem Tage die feierliche Einweihung des vom hochw. P. Otto Grimm RMM. erbauten Gotteshauses zu Ehren Christus des Königs vor. Eine große Menschenmenge wohnte der heiligen Handlung bei. Viele Festgäste waren sogar aus weiter Ferne herbeigeeilt. So hatten sich Leute aus Mlival North, Matatiele, Umtata, East London und King Williams Town eingefunden. Auch viele Nichtkatholiken wohnten der schönen Feier bei. Nach einer Begrüßungsansprache bat der Kirchenerbauer, der hochw. P. Otto Grimm, den kirchlichen Oberhirten den Schlüssel zur Kirche anzunehmen. Dieser wurde dem hohen Herrn von zwei kleinen Mädchen überreicht. Der Apostolische Präfekt wiederum übergab nach englischer Sitte den Schlüssel dem Magistrat des Städtchens, der die noch geschlossene Kirche öffnete. Dann zog der Apostolische Präfekt mit den zahlreich anwesenden Missionaren in das Gotteshaus ein und nahm die Weihe vor. Nach dieser feierlichen Handlung wurden auch die Festgäste und alle Anwesenden ins Heiligtum zugelassen, wo sofort ein festliches Pontifikalamt mit großer Assistenz stattfand. — Nach der kirchlichen Feier versammelten sich die Festgäste zu einem Frühstück im Henley-Hotel. Der hochw. P. Otto Grimm beendigte seine Tischrede mit einem Segenswunsch auf Seine Heiligkeit den Papst, und Mr. Godfrey, der erste Bürgermeister der Stadt brachte in seinem ersten Trinkspruch ein Hoch auf den König von England und in seinem zweiten ein Hoch auf den deutschen Missionar und Kirchenerbauer P. Otto Grimm aus. Dabei feierte er mit großem Lob und aner kennenden Worten das große Werk und die außerordentlichen Verdienste der katholischen Missionen des Landes im allgemeinen und die Tatkraft und den Eifer des Kirchenerbauers in Butterworth im besonderen. Msgr. Emmanuel Hanisch dankte zum Schluß allen Wohltätern, Katholiken und Nichtkatholiken, die so edelmütig ihr Scherflein zum Bau der Kirche gegeben haben. Sein Toast galt dem Wohl der hochherzigen Spender. —

Ein Mariannhiller Missionar im Zulu-Rechtschreibungs-Ausschuß: Vor kurzem wurde von der Regierung der südafrikanischen Union eine Kommission zur Lösung des Problems der Zulu-Rechtschreibung eingesetzt. Vorsitzender der Kommission ist Dr. Edgar Brookes. Mitglieder sind: Mr. C. Faye, Sekretär des Oberkommissars für Eingeborene-Angelegenheiten in Natal; Rev. John Dube, Geistlicher der „Amerikanischen Kirche“; Dean A. R. Kempe, Missionar der „Norwegischen Kirche“, und der hochw. P. Johann Baptist Sauter, ein Mariannhiller Missionar.



Schulfeier auf einer Missionsstation
Photo: Mariannhill Mission

Letzterer war 10 Jahre lang Schriftleiter der katholischen Zulu-Zeitung „Um-Afrika“. P. J. B. Sauter hat ferner schon eine Neuausgabe der Schulbibel und des Katechismus in der Zulusprache besorgt, das Matthäusevangelium in die Zulusprache übersetzt, über 100 Zulu-Kirchenlieder geschaffen und ein liturgisches Gebetbuch für die Eingeborenen herausgegeben. —

Erstkommunion auf der Außenstation St. Katharina: Auf der zur Missionsstation Revelaer gehörenden Außenstation St. Katharina fand Mitte Mai dieses Jahres eine schöne Erst-Kommunion-Feier statt. 60 Kinder und 30 Erwachsene empfingen zum erstenmal den lieben Heiland in der heiligen Eucharistie. Zu dieser eindrucksvollen Feier waren auch die Schulkinder von zwei anderen nahegelegenen Außenstationen von Revelaer, von St. Maurus und St. Joseph erschienen. Nach der kirchlichen Feier veranstalteten die Kinder und Lehrer der drei Schulen zusammen ein schönes Schulfest.

Ein Denkmal für den „Größten Südafrikaner“: Katholisch Südafrika, die Apostolischen Vikare und Präfecten an der Spitze, errichtet dem im Januar d. J. verstorbenen Prälaten Dr. Kolbe in Kapstadt ein Ehren-Denkmal. Der weit über die Grenzen der südafrikanischen Union hinaus bekannte und hochgeschätzte katholische Gelehrte, Schriftsteller und wärmste Freund der Eingeborenen, wurde von seinem persönlichen Freund, General Smuts, der „Größte Südafrikaner“ genannt. — Beiträge zum geplanten Denkmal kommen von allen Seiten, sogar aus nichtkatholischen Kreisen. Das Denkmal wird aller Wahrscheinlichkeit nach, ganz im Sinne des edlen Verstorbenen, die praktische Form einer öffentlichen Wohltätigkeits- oder Bildungsanstalt erhalten.

„Ägyptische Plagen“ in Südafrika: Zu den früher gemeldeten schweren Heimsuchungen in Südafrika: Heuschrecken, Trockenheit, Hagel und Überschwemmungen gesellte sich neuerdings eine neue „ägyptische Pla-

ge": der „Armee-Wurm“. In Nordnatal, Transvaal und im Oranje-Freistaat zog dieser einige Zentimeter lange schwarzgrünliche Wurm in kilometerbreiten Heeresmassen durch die Fluren und ließ sie in kürzester Zeit als öde Wüste hinter sich. Das gefräßige Tierlein hat es vornehmlich auf die Futtergraspflanzungen abgesehen. Die Farmer und das Personal der Missionsstationen standen dem unaufhaltsamen Vormarsch der Tiere fast macht- und hilflos gegenüber. An einigen Stellen versuchte man diese gefräßige afrikanische Wurm-Armee mit Walzen zu überfahren. — Selbstverständlich leiden auch unsere Missionen unter diesen vielgestaltigen Plagen, die sich nun schon einige Jahre hinziehen. Beten wir, damit Gott die Zeit der Heimsuchungen für Südafrika abkürze, und unsere Missionare ohne allzu große Hemmungen und Schwierigkeiten ihr edles Werk zur Rettung unsterblicher Seelen fortsetzen können.

Was ist wohl die beste Vorbereitung für die opferreiche Arbeit eines Missionars

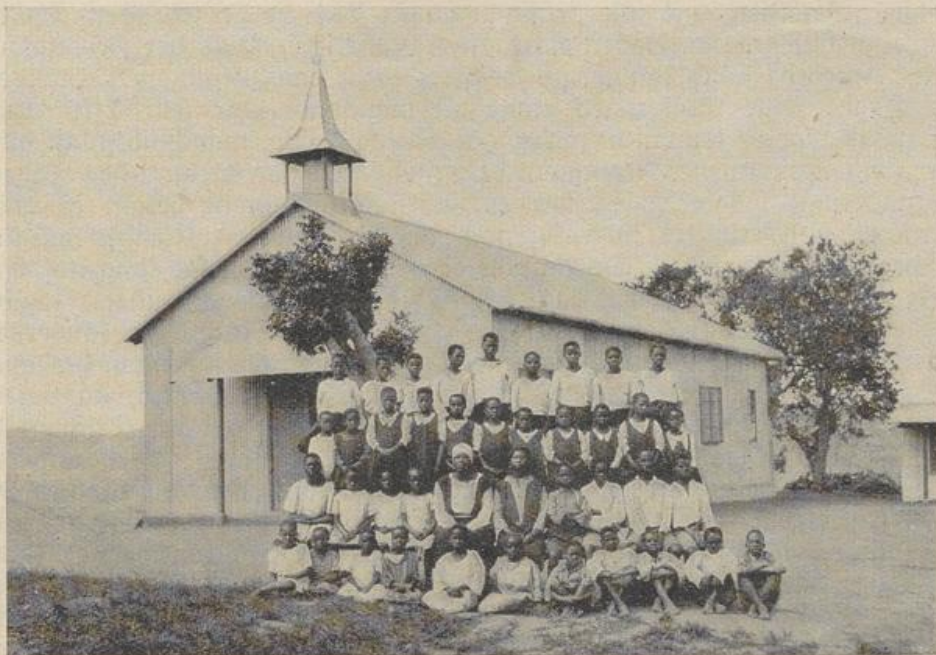
Von P. Joseph Kammerlechner RMM.

Wenn man an die vielen Opfer denkt, die der Missionsberuf auch in körperlicher Beziehung vom Missionar fordert, wird man unwillkürlich an die Worte des Heilandes erinnert, mit denen er sein feines Urteil abgab über seinen großen Vorläufer: Was seid Ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid Ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen mit weichlichen Kleidern angetan? Siehe, die kostbare Kleider haben und in Freuden leben, sind in den Häusern der Könige. (Luk. 7, 24—26)

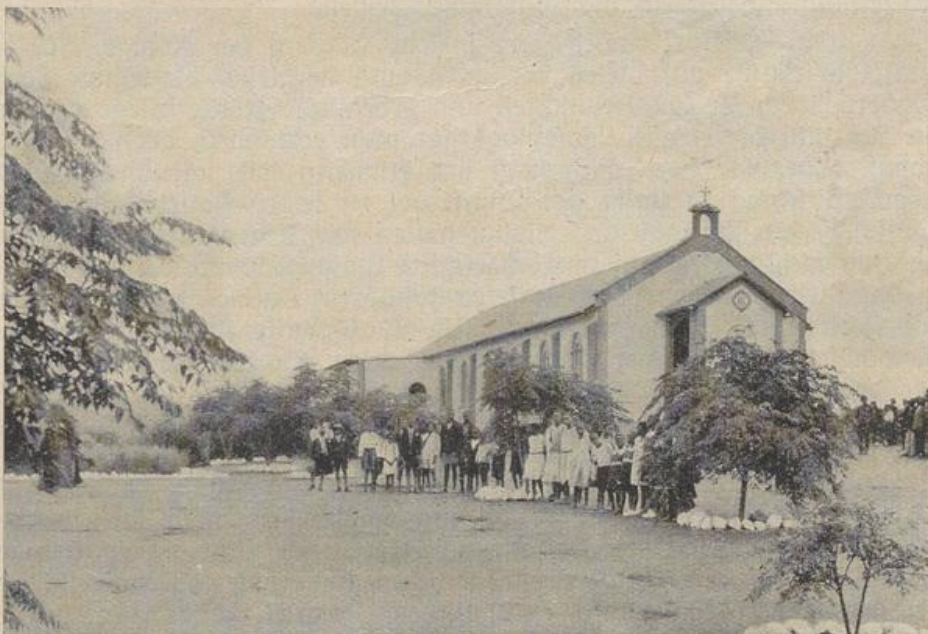
So wäre es auch eine schlechte Vorbereitung für den Missionar, wenn man ihn in Weichlichkeit und Bequemlichkeit erziehen würde. Auch da können wir mit dem Heiland sagen: Die kostbare Kleider haben und in Freuden leben, sind in den Häusern der Könige und nicht im Missionsland im Busch mit den Eingeborenen zusammen, so daß dann der Missionar mit dem heiligen Paulus sagen kann, daß er seinen Schäflein alles geworden, teilt er doch ihre Armut. Vielfach muß er sich auch noch mit ihrem Kochzettel befreunden und nicht nur die Nahrung mit ihnen teilen, sondern auch noch die Art der Zubereitung.

Daraus geht ohne weiteres hervor, daß einfache Familienverhältnisse, ja noch besser etwas Armut, die beste Vorbereitung für das Leben eines Missionars ist und nicht Reichtum und Überfluß von Jugend auf, obwohl damit durchaus nicht gesagt sein will, daß solche, die aus guten Verhältnissen stammen, nicht gute, opferbereite Missionare werden könnten. Es soll damit nur gesagt sein, daß Armut und Dürftigkeit zu vielem erzieht, was der Missionar seinen täglichen Anteil nennt und was er dann nicht mehr zu lernen braucht im Kloster und Missionsland, wenn er von Jugend auf schon an solche Entbehrungen gewöhnt ist.

Auf meinen Missionstouren kommt es mir oft in den Sinn, wie viel Ähnlichkeit das Leben eines Missionars vielfach hat mit dem Leben eines Frontsoldaten im Weltkrieg. Wie der Soldat oft nichts hatte als die



Kapellenschule St. Peter, Mariannhill
Photo: Mariannhiller Mission



Missionsschule in Südafrika (Mariannhiller Mission)
Photo: Mariannhiller Mission

Mutter Erde um sein Haupt zum Schlummer niederzulegen, so schläft auch der Missionar im Busch, vielfach auf ganz dieselbe Weise, und ein ruhiges Gewissen und die Anstrengungen des vorhergehenden Tages sind auch auf hartem Boden ein sanftes Ruhekissen. Wie der Frontsoldat keinen gedeckten Tisch kannte, an welchem er zu ganz bestimmten Stunden des Tages seine Mahlzeiten einnahm; manchmal war sein Essen kalt, manchmal war es lauwarm, manchmal war es wenig, manchmal nicht viel, aber doch etwas mehr. Manchmal bekam er sein Essen dreimal des Tages, ein andermal bekam er es nur einmal und manchmal bekam er auch garnichts. Ich erinnere mich da noch an die schweren Kämpfe an der Somme im Jahre 1916. Da hat ein ganzer Zug drei Tage lang auf das Essen verzichtet wegen der äußersten Gefahr, der die Essenholer täglich ausgesetzt waren auf dem stundenlangen Weg des Nachts im schwersten Sperrfeuer der feindlichen Batterien. Beim zweiten Einsatz dann hat auch unsere Kompanie drei Tage lang nichts zu essen bekommen, da unsere Kompanie vollkommen verloren gegangen war im weiten Trichterfeld und wir alle zusammen schon als vermißt gemeldet waren. Aber auch der Missionar im Busch hat keine regelmäßigen Mahlzeiten. Er ist meistens selbst sein eigener Koch, und da wird eben gekocht wann er Zeit hat und nicht nach der Uhr und oftmals ist sein Tisch leer von warmen Speisen. Er hatte keine Zeit oder Gelegenheit gefunden abzukochen oder auch weil er nichts mehr hatte, was zu warmer Speise hätte dienen können. Dann wird halt Kaffee oder Tee gekocht und das trockene Brot mit etwas Wurst oder Schinken dazu gegessen oder auch Käse oder Büchsenfische, wenn gerade Freitag ist. Es kann aber auch passieren, daß er den ganzen Tag nicht dazu kommt, eine richtige Mahlzeit zu halten. Wenn es Stunden weit marschieren heißt auf den Missionstouren, da muß dann das bescheidene Frühstück erhalten bis zum späten Abend.

Die kostbare Kleider haben, sind in den Häusern der Könige. Ja, der Frontsoldat mußte auf vieles verzichten auch in dieser Beziehung; ganz besonders, wenn er an Reinlichkeit und ordentliche Körperpflege gewohnt war. Ich will die elende Läuseplage gar nicht erwähnen, denn die ist zu bekannt. Aber ich kann mich noch gut erinnern, wie wir im Schützengraben oft schrecklich unter der Wassernot zu leiden hatten. Einmal, in einer sonst ganz passablen Stellung, hatten wir keinen Tropfen Wasser, sodaß wir nicht einmal unsere Kochgeschirre waschen konnten. Dazu mußten wir dann einen kleinen Rest unseres kostbaren Kaffees opfern und die Kochgeschirre mit Sand ausreiben. An Waschwasser war für die Tage des Schützengrabens schon gar nicht zu denken. So war es manchmal in einer ordentlichen Stellung; nicht zu reden vom Leben im Trichterfeld. Aber auch der Missionar muß auf manches in Körperpflege verzichten, wenn er in den Busch geht. Bei uns im Matabeleland ist das Wasser vielfach ein sehr kostbarer Artikel und es ist oft eine Kunst, sich ordentlich zu waschen mit ein paar Tassen voll Wasser die einem noch übrig bleiben, nachdem man seinen Kaffee gekocht hat. Es ist gar nicht davon zu reden, ob man sich in dem Wasser nun waschen kann oder ob man sich erst recht beschmiert; denn nach europäischem Begriff handelt es sich oft weniger um Wasser als vielmehr einfach um Schmutz. Aber auf all diese Dinge ist der alte Frontsoldat schon geeicht, all das ist ihm nichts Neues mehr. Er hat das schon lange erlebt. Ja, selbst was die Läuseplage angeht, hat der Missionar auch sein Nebenstück. Von seinen lieben Schwarzen bekommt er auch zur rechten Zeit so kleine Plagegeister ab, wie

Wanzen, Flöhe usw. So war also der Weltkrieg ein ausgezeichneter Lehrmeister zur Gewöhnung an die Beschwerden des Missionsberufes.

Aber auch schon Einfachheit im Elternhause erzieht zu den Entbehrungen des Missionslebens. So habe ich neulich auf einer Missionstour etwas Makaronen mit dabei gehabt, sehr praktisch, da sie nicht schwer sind und auch schnell gekocht sind. Da das Brot zur Meige ging und ich auch kein Maismehl bekommen konnte um mir Brei zu kochen (ein vorzüglicher Broterfatz), so habe ich einige Tage fast nur noch von Makaronen und Sauermilch gelebt, die ich von den armen Eingeborenen in der Umgegend bekam.

Da ist es mir auf einmal zum Bewußtsein gekommen, wie großartig ich es eigentlich habe, denn Makaronen mit Sauermilch war eine Festtagspeise bei uns im Elternhaus, und ich hatte noch die Sauermilch mit dem Rahm, was wir Zuhause nicht hatten, sondern da gab es die Sauermilch ohne Rahm. Also, was für ein Schlemmer wird nicht so ein Missionar; am gemeinen Werktag tut er sich an der Festtagspeise seiner Jugendzeit gütlich.

So also lebt der Missionar. Den alten Frontsoldaten wird es jetzt also nicht mehr schwer sein, sich einigermaßen ein Bild davon zu machen.



Ein Missionsveteran
Dr. Cassian Bengel, Mariannhill
Photo: Mariannhiller Mission



Auch für die unmittelbaren Bedürfnisse der Mission mußte das christliche Volk von Anfang an mit besorgt sein: zunächst für eine genügende Anzahl von Missionaren. Ist diese Aufgabe nicht in den Worten des Herrn ausgesprochen: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in sein Erntefeld?“ Ein Volk, das zu Gott so eifrig betet, wird auch bei der Erziehung seiner Kinder dieses erhabene Ziel vor Augen haben und daher die gottgegebenen Missionsberufe in den jungen Herzen pflegen.

P. Gatterer S. J.

Zeige uns dein Reich!

33.

Wir alle stehen mitten im zeitlichen Reiche Christi und pilgern dem ewigen zu. Jeder Mensch ist geborener Untertan des Königs über die Zeit und Ewigkeit. Doch nicht alle kennen den geraden, unfehlbaren Weg in seine eigentliche Residenz, die er als bleibende Heimat seinem ganzen Volke anbietet. Es steht indessen ein untrüglicher Wegweiser vor aller Augen. Ein hehres Zeichen, hoch aufgerichtet inmitten des Pilgerlandes.

Wer diesen goldenen Zeiger erblickt, der weiß sofort: hier ist mein rechter Weg, hier gelange ich an meinen Bestimmungsort im Gottesreiche! — Die eiserne Standsäule ist auch zugleich ein nie erlöschender Leuchtturm im Dunkel der Zeiten. Er sendet uns beständig direkte Lichtstrahlen aus der königlichen Residenz. Die umgelegte Säule dient ferner als feste Brücke zwischen dem Diesseits und Jenseits. Sie trägt uns vom Ufer der Vergänglichkeit an das Gestade des großen Dauerreiches!

Mitten im Septembermonat feiern wir mit der Kirche das besondere Andenken an die Aufrichtung dieses kostbaren Gotteszeichens. Klarer als sonst flammt uns das Blinkfeuer von der Höhe des Leuchtturmes.

„Des Königs Fahne schwebt hervor,
Des Kreuzes Glorie strahlt hervor!“

Sein Erhöhungsfest werde uns auch zum Erleuchtungsfeste über das Reich, dem unser Weg und Sehnen gilt. Wie das Kreuz auf der Spitze des Monte Senario weist es uns auf den heiligen Berg des katholischen Glaubens. Führt es uns auf die ewigen Hügel der christlichen Hoffnung und mitten in das Reich der göttlichen Liebe im Tempel der wahren Kirche Gottes.

Mächtiger als das Riesenmonument der Freiheitsstatue im Hafen von New York dirigiert es das Lebensschifflein aller Seefahrer in den Port des Christkönigreiches ohne Ende und Grenzen.

Die Missionare sollen das Gotteszeichen auf alle Höhen der Heidenländer tragen, damit es allen Völkern der Erde zur Lichtfackel werde. Millionen Seelen harren im Dunkel auf die große Stunde, in der das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheint und ihnen sein Reich zeigt. . . .

„Mose oa Tunja“ oder „der Rauch, der donnert“

Von P. Michael Freh, RMM.

Vor nahezu 4 Jahren habe ich die liebe Heimat verlassen, um im Weinberge des Herrn im fernen Afrika zu arbeiten. Durch den Willen meiner Ordensoberen kam ich damals in die neu errichtete Apostolische Präfektur Bulaivaho in Südrhodesia. Mein heißester Wunsch war, sofort in der Eingeborenen-Mission Verwendung zu finden. Der Apostolische Präfekt, der ja in den Missionsländern dasselbe Recht hat wie daheim der Bischof, bestimmte es anders. So wurde ich zuerst Kaplan in der Weißen-Pfarrei und zugleich auch Seelsorger der Halbiweißen (bei diesen ist der Vater ein Europäer, die Mutter eine Schwarze oder Halbiweiße) und Indier. Anfangs war es schwierig, da die Indier seelsorglich infolge Priester-mangels vernachlässigt waren und ich auch die Sprache noch nicht beherrschte. Diese Anfangsschwierigkeiten waren aber bald überwunden und schon in kurzer Zeit bereiteten mir diese Leute große Freude. Ich gewann sie Tag für Tag lieber, da ich bald alle ihre Schwierigkeiten kennen lernte. Es war eine Freude für mich, unter diesen Leuten arbeiten zu dürfen. Daneben hatte ich dann noch den ganzen Distrikt zu versehen, denn so eine afrikanische Pfarrei erstreckt sich meistens auf mehrere hundert Meilen. Unsere Bulaivaho-Pfarrei z. B. hat einen Durchmesser von rund 300 engl. Meilen (1 Meile = 1,6 km). Diese Leute können daher nur zwei bis drei Mal im Jahr seelsorglich betreut werden und dies auch nur während der Schulferien. Das Erscheinen des Priesters ist für diese Menschen immer eine große Freude, denn sie schätzen das hl. Meßopfer und die hl. Sakramente. Freilich gibt es auch hier Ausnahmen, besonders unter den Miners (Goldsuchern), die ja nur Sinn für Gold haben und sonst nichts Höheres kennen.

Gerade kam ich von einer solchen Tour aus dem Betschuanaland



Heidnische Zulufamilie, Südafrika-Mission

Photo: Mariannhiller Mission

heim, als mich die Nachricht von meiner Versetzung erreichte. Ich war sehr überrascht, denn kurz zuvor hatte der Hochwürdigste Präsekt mir noch gesagt, daß ich wenig Aussicht habe auf eine Versetzung. Die ganze Pfarrgemeinde, Weiße wie Halbweiße, hatten meine Versetzung auch nicht erwartet. Ja, die Weißen schickten sogar eine Abordnung zum S. S. Apostolischen Präsekten, er möchte meine Versetzung wieder rückgängig machen, was aber nicht möglich war. Mir war es nicht leicht, von der Gemeinde zu scheiden, doch einem Ordensmann ist die Stimme des Obern die Stimme Gottes. Ich machte mich also reisefertig für meinen neuen Posten in Embakive, welcher einige Meilen von der Grenze von Süd-rhodesia liegt.

Meine alte Gemeinde veranstaltete noch eine schöne Abschiedsfeier und überreichte mir einige praktische Geschenke, unter anderem einen Scheck, der mir die Erfüllung eines schon längst gehegten Wunsches brachte. Damit sollte ich den Besuch der Viktoriafälle verwirklichen. Von diesem Besuch hatte ich oft geträumt, nun sollte mein Traum Wirklichkeit werden und zwar so schnell. Einer meiner ehemaligen Pfarrkinder, ein höherer Beamter der Eisenbahn richtete alles, so daß ich nichts weiter zu tun hatte, als in den Zug einsteigen und abfahren in Richtung: Viktoria-Fälle. Es war wohl eine meiner schönsten Reisen. Ich brauchte mich um nichts zu kümmern, für alles war Vorsorge getroffen durch die guten Leute von Bulaiwaho.

Mit großer Dankbarkeit nahm ich also dieses freundliche Anerbieten entgegen und so bestieg ich zum erstenmale wieder nach $3\frac{1}{2}$ Jahren die Eisenbahn. Die Entfernung von Bulaiwaho bis zu den Fällen beträgt nicht ganz 300 Meilen. Ich fuhr in Bulaiwaho ab am Freitag nachmittag um 14 Uhr und erreichte die Fälle andern Tags um 6 Uhr früh. Die Fahrt an sich war nicht gerade abwechslungsreich, da man ja in Rhodesia weiter nichts sehen kann als Busch und Dornen, dazwischen ab und zu Farmen und vereinzelte Eingeborenen-Hütten. Ich hatte ein feines Abteil für mich allein. Nachts fuhr ich durch die größte Kohlenmine von Rhodesia, Wankie, konnte aber nichts sehen als das Feuer von den Kaminen. In dieser Gegend ist es unerträglich heiß; man kann kaum schlafen. Beim ersten Morgengrauen hielt ich Ausschau, ob die Fälle noch nicht in Sicht kämen. Ich hörte, daß man den aufsteigenden Gisch 30 Meilen weit sehen könnte. Es dauerte wirklich nicht lange. Man sah bereits von weitem die Gischwolken und hörte das Getöse des herabfallenden Wassers. Nach 16 stündiger Bahnfahrt hatte ich morgens 6 Uhr die Station Viktoriafälle erreicht. Die Katholiken, die hier ansässig sind, empfingen mich auf das Herzlichste. Meine erste Frage war, ob ich hier die hl. Messe lesen könne. Ich hörte, daß zwar eine Kapelle dort sei, die aber von den Protestanten benützt würde und so zweifelte ich sehr, ob Messgewänder dort seien. Doch die Leute teilten mit, sie hätten schon den Priester im nächsten Ort von meinem Kommen benachrichtigt. Ich bestieg wieder den Zug und fuhr bis zur nächsten Station, Livingstone genannt. Zu meiner Überraschung sah ich einen mir bekannten Pater am Bahnhof, den P. Kilian, einen irischen Kapuziner. Nach herzlicher Begrüßung fragte ich ihn, ob er gerade zufällig an die Bahn gekommen sei. Er war überrascht auf meine Frage und antwortete, er wolle mich abholen, da die Leute ihn von meinem Kommen in Kenntnis gesetzt hätten. Wir gingen nun sofort zur Missionskirche, die einfach aber sehr hübsch ist und dort las ich die hl. Messe. Nachher schauten wir uns den



P. Michael Frey RMM., Bulatwaho
Photo: Mariannhiller Mission

Ort Livingstone näher an, das ehemals die Hauptstadt von Nord-Rhodesia war, aber durch die Verlegung der Hauptstadt nach Lusaka heute wie ausgestorben ist. Da Livingstone nur 7 Meilen von den Fällen entfernt ist, brachte mich P. Kilian in seinem kleinen Auto dorthin, nachdem er mich mit einem Meßkoffer ausrüstete. In halbstündiger Fahrt erreichten wir das Ziel.

Dort empfing mich Captain Reinart, ein herzenguter Mann und ausgezeichneter Katholik auf das freundlichste. Seine Gastfreundschaft genoß ich während meines 2 tägigen Aufenthaltes. Darum möchte ich auch an dieser Stelle ihm meinen herzlichen Dank sagen. Nach kurzem Imbiß machte ich mich sofort fertig, um das langersehnte Ziel meiner Reise zu sehen. Da Captain Reinart mich nicht persönlich begleiten konnte, gab er mir seinen besten Eingeborenen-Führer mit. (Captain Reinart ist nämlich von der englischen Regierung amtlich angestellter Hüter der Viktoria-Fälle.) Wir erreichten sehr bald das grandiose Naturschauspiel. Von diesem überwältigenden Naturwunder nur einigermaßen eine genaue Beschreibung zu geben, ist sehr schwer und es fehlen mir die Worte dazu. Ich will nun das nächste Mal in etwa einiges darüber zu berichten versuchen. (Schluß folgt).

~~~~~  
Willst nicht auch Du Missionar werden?  
~~~~~


Zahlenbild der Apostol. Präfektur Bulawayo

Stand vom Jahre 1935

Apostolischer Präfekt:		Kultusgebäude:	
Misgr. P. Dr. Ignatius Arnoz RMM.		Größere: für 400 und mehr Ant- wende	4
Mariannhiller:		Kleinere: für weniger als 400 Teil- nehmer	40
Patres	15	Krankenhaus	1
Brüder	8	Betten	32
Schwwestern:		Apotheken	4
Orden des hl. Dominikus	49	Hilfeleistungen	9 525
Schwwestern U. L. Frau	6	Waisenhäuser	1
Missionschwwestern vom kostb. Blut	15	Knaben	15
Unbeschuhte Karmelitinnen	5	Mädchen	15
Eingeborene Schwwestern	7	Kindergarten	25
Zusammen:	82		
Lehrpersonal:		Anzahl der Katholiken:	
Katechisten	5	Katholiken-Stand von 1934	4 598
Lehrer	27	Zuwachs:	
Lehrerinnen	34	Taufen Erwachsener (nicht in Todesgefahr)	144
Krankenpflegerinnen:		Taufen Kinder	195
Schwwestern	5	Zugewanderte	174
Bewohner:		Aus andern Ursachen Zuge- kommene	86
Eingeb. Christen	3 254	Abgang:	
Europäische Christen	1 200	Durch Tod	104
Mischlinge Christen	400	Durch Abwanderung	239
Katechumenen	523		
Heiden	343 625	Stand vom Jahre 1935:	
Seelsorgliche Betreuung:		Christgläubige	4 854
Pfarrsprengel	6	Katechumenen	523
Hauptstationen	6	Zusammen: ca.	5 377
Nebenstationen	32	Vom kirchlichen Leben:	
Presse:		Taufen in Todesgefahr	86
Zeitungen: Southern Cross		Osterkommunionen (registrierte)	2 008
Catholic News		Andachtskommunionen	80 358
Umasrika		Ehen unter Gläubigen	27
und andere		Mischehen	31
Schulen:		Eriduen für Männer	1
Elementarschulen	32	Eriduen für Frauen	3
Knaben	892	Bruderschaften:	
Mädchen	797	Ritter vom hl. Sakrament	12
Mittelschulen	32	Sodalität von den hl. Engeln	50
Knaben	379	Vereinigung zur Verehrung des allerhl. Sakramentes	60
Mädchen	400	und andere	
Höhere Schulen	3	Karitative Werke und katholische Aktion:	
Schüler	39	Männer-Sodalität	80
Schülerinnen	145	Kath. Frauen-Liga	61
Zusammen:	2 652		

Zahlenbild der Apostol. Präfektur Umtata

Umtata-Transkei-Kapkolonie / Stand 1935

Apostolischer Präfekt:		Priestermissionare	
Misgr. P. Emanuel Hanisch RMM.		Brüdermissionare	16

Schwester	108	Krankenhaus	1
Katechisten	18	Missionsarzt	1
Lehrer	66	Druckerei	1
Elementarschulen	30	Osterkommunionen	3 542
Knaben	708	Andachtskommunionen	129 138
Mädchen	843	Katechumenen	849
Mittelschule	1	Kultgebäude:	
Knaben	82	für mehr als 400 Gläubige	8
Mädchen	66	für weniger als 400 Gläubige	22
Höhere Schule	1	Taufen	791
Schüler	6	Katholiken in der ganzen Präfektur	
Schülerinnen	5	etwa	6 500

Die Mariannhiller Missionare in ihrem Wirken seit Beginn ihrer Südafrika-Mission

(Schluß)

Es ist überflüssig zu bemerken, daß die Missionare von Mariannhill über ihrem Bestreben, der zeitlichen Not des schlichten Volkes zu steuern, niemals ihre Hauptaufgabe aus dem Auge verlieren, nämlich die geistige Not zu heben durch die Verkündigung des Evangeliums. Das ist ja das Endziel der Mission: die heidnischen Eingeborenen zu katholischen Christen zu erziehen. Wenn das geschehen könnte, rein durch die Predigt des Wortes ohne den gewaltigen Aufwand von Kapital und Arbeit zur Besserstellung der gewöhnlichen Lebensbedingungen, zweifellos würden es die Missionare tun und könnten sich dabei viel Mühe und Plage sparen. Aber ein gewisser Grad materieller Wohlfahrt ist die notwendige Voraussetzung zum Aufbau des geistigen Gebäudes der Christianisierung, denn es gibt kein Christentum ohne Kultur.

Der Katechismusunterricht hält gleichen Schritt mit der übrigen regelmäßigen Ausbildung in der Schule. Die heilige Messe, die täglichen Gebete, die Segensandachten folgen einander nach fester Tagesordnung. Soweit es die Liturgie erlaubt, werden alle Gebete in Zulu verrichtet und alle Lieder in Zulu gesungen. Während Englisch und Holländisch pflichtgemäß in der Schule gelehrt werden, werden diese zwei, dem Eingeborenen so fremden Idiome ihm in der Kirche nicht aufgedrängt. Das ist auch eines der Geheimnisse des großartigen Erfolges der Mariannhiller Mission. Der gewöhnliche Gruß der Kinder an die Fremden ist das „Gelobt sei Jesus Christus“ in Zulu.

Wie Mariannhill so hat auch Lourdes jedes Jahr Fortbildungskurse, an denen nicht nur Lehrpersonen teilnehmen, sondern auch Farmer und Hausfrauen, und bei denen von Missionaren, Lehrern und Missionsärzten Vorträge über landwirtschaftliche, sanitäre, erzieherische und allgemeine kulturelle Fragen gehalten werden. Als Versammlungsort dient die große Versammlungshalle, die zu anderen Zeiten als Exerzitienaal, zur Vorbereitung der Katechumenen vor großen feierlichen Taufen und Firmungen, als Ausstellungshalle für landwirtschaftliche Produkte der eingeborenen Farmer oder als Klublokal der verschiedenen Vereinigungen benützt wird.

Lourdes-Missionare haben öfter als einmal helfend und rettend eingegriffen, wenn Seuchen die Herden der Eingeborenen dezimierten

oder Mißernten drohten; sie stehen daher mit Recht bei den Eingeborenen in hohem Ansehen.

In der Nähe von Lourdes befindet sich die kleine Mission Emmaus, die sich Abt Franz auf dem Besitz der Station Lourdes erbaute, als er 1893 auf seine Würde resignierte und sich aus Mariannhill zurückzog. Hier brachte der große, aber viel geprüfte Gründer Mariannhills seinen Lebensabend zu; hier starb er auch am 24. Mai 1909 und hier ruht sein Herz, während sein Leib in Mariannhill beigesetzt wurde. In Emmaus ruht auch der treueste Mitarbeiter Pfanners, der Steiermärker P. Josef Biegner († 20. Oktober 1923), dem es allein gegönnt war, den alternden Abt-Vater zu pflegen und ihn auf die Reise in die Ewigkeit vorzubereiten.

Noch einige bedeutendere Stationen der Mariannhiller Mission

Die dritt wichtigste Station der Mariannhiller Mission führt den Namen des berühmtesten Wallfahrtsortes Österreichs, Mariazell. Sie liegt hart an der Grenze des Basutolandes, im sogenannten Oberland, wo der südafrikanische Winter — Mai bis September — oft wochenlang mit Schnee und Eis die Gipfel der südafrikanischen Alpen — der Drakensberge — bedeckt. Landeinwärts erstreckt sich eine breite Ebene, die das fruchtbarste Land der Kolonie birgt. Mariazell's Ruhm liegt aber nicht nur auf dem Gebiete der Landwirtschaft, sondern auf dem der Schule. Das dortige Lehrer- und Lehrerinnenseminar — gegründet 1909 — war die erste höhere Schule des Vikariates, die von ihrer Gründung an einen ausgezeichneten Ruf hatte und 1931 von der Schulbehörde an die zweite Stelle unter den 14 Seminarien der Kapprovinz gereiht wurde. Angegliedert ist auch eine höhere Schule, die auf die Reifeprüfung vorbereitet und katholische Rechtsgelehrte, Ärzte und Staatsbeamte heranziehen soll. Die Schule dürfte in absehbarer Zeit zur ersten katholischen Universität Südafrikas erweitert werden.

Seit der Teilung des Vikariates Mariannhill gehört Mariazell mit den angrenzenden Stationen Maria-Linden und Far Vieb (Schöne Aussicht) zur Apostolischen Präfektur Umtata.

Reichenau, die älteste Außenstation Mariannhills, gegründet 1886, beherbergt seit längerem eine landwirtschaftliche Schule, die staatlich anerkannt ist und deren Absolventen von den britischen Behörden wegen ihrer praktischen Ausbildung mit Vorliebe zu Verwaltern staatlicher Musterwirtschaften verwendet werden.

Eine große Rolle in der Entwicklung Mariannhills spielt die 1858 errichtete Station Mariatal (Blickberg). Anfangs als Prokura und Warenverteilungslager für die umliegenden Stationen gedacht, wurde Mariatal 1923 erweitert und für das aus Würzburg hieher verlegte Scholaistikat der Kongregation eingerichtet. Das neue Priesterseminar wurde am 1. Februar mit 25 Theologiestudenten aus Europa eröffnet; einige Monate später wurde ihm auf Wunsch der Oberhirten Südafrikas ein kleines Seminar für einheimische Kandidaten angegliedert.

Als dann 1926, bezw. 1929 die Ausbildung der Ordenskleriker wieder nach Europa — Würzburg — zurückverlegt wurde, übernahm Mariatal die Ausbildung des einheimischen Klerus. Infolge erfreulicher Zunahme von Priester- und Ordensberufen in den meisten Missionsprengeln Südafrikas wurden die Seminarräume in Mariatal bald zu klein und da

eine Erweiterung derselben mit großen Schwierigkeiten verbunden war, wurde beschlossen, einen neuen Seminarbau aufzuführen, und zwar auf einem Hügel zwischen Mariatal und dem Städtchen Tropo. Am 3. November 1928 wurde der Grundstein gelegt und am 28. Juni 1931 konnte der Bau — der schönste, der bisher für die Eingeborenen aufgeführt worden ist — eingeweiht werden. Mariatal oder Tropo, wie das neue Seminar jetzt häufig genannt wird, beherbergt seit 1932 das Eingeborenen-Priesterseminar für ganz Südafrika und das Knabenseminar Mariannhills und jener Sprengel Südafrikas, die noch kein eigenes kleines Seminar haben.

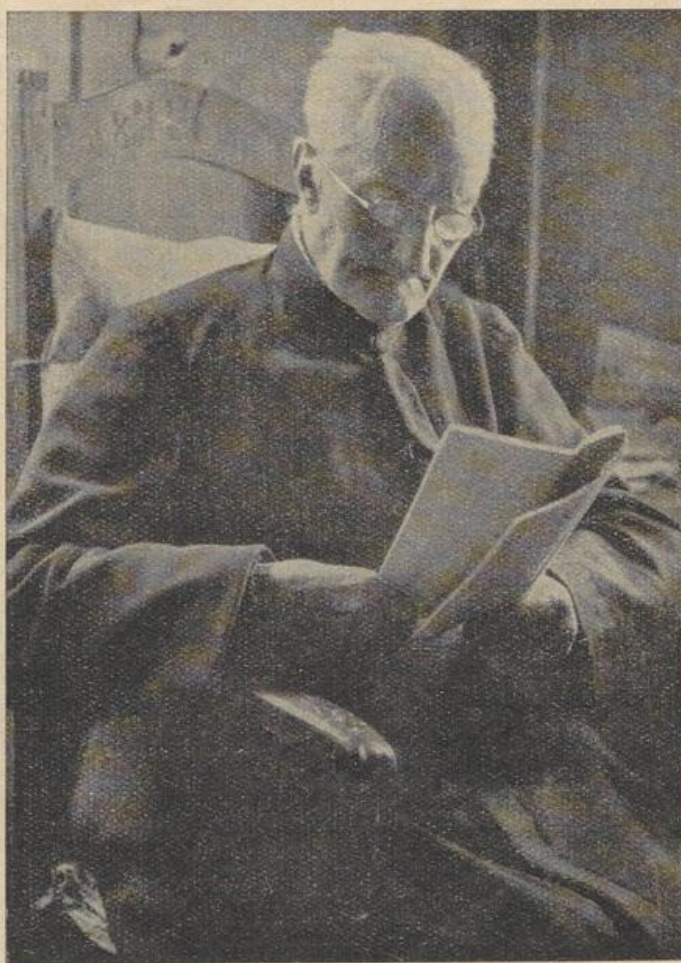
Bei Mariatal befindet sich ein Sanatorium für fran-

ke und alte Schwestern, in dem eine Art ewige Anbetung eingerichtet ist.

Südöstlich von Mariatal liegen die Stationen Otting und Mariatrost, in deren Nähe die Noviziate der einheimischen Brüder und Schwestern — K'wa, St. Joseph und Afissi — liegen.

Die nördlichste Mariannhiller Station heißt Maria-Ratschitz und ist eine Gründung ehemaliger Österreicher, des Ökonomen Leonhard Titz und seiner Schwägerin Anna Dietrich, die auf Anraten der Bisterzienferpatres von Osslegg in Nordböhmen den Mariannhillern eine beträchtliche Spende zukommen ließen und dadurch den Ankauf einer Farm ermöglichten. Ihrem Wunsche gemäß erhielt die früher „Josephsheim“ genannte Station ihren heutigen Namen; er stammt von einem vielbesuchten Wallfahrtsort in Nordböhmen.

Südlich von Maria-Ratschitz liegt das im Burenkriege heiß umstrit-



Hochwürden Herr Kaplan Lagger

Ein Priestergeis mit 98 Jahren, immer noch in Amt und Würde als Kaplan in Münster, Wallis. Bis Juni dieses Jahres las er noch jeden Tag um 6 Uhr die hl. Messe, sang im Mai noch ein Hochamt und ist immer noch als Beichtvater tätig

Photo: R. Egli, Zürich

tene Ladysmith, durch dessen Belagerung die Missionsstation für viele Monate von der Mutterstation völlig abgeschnitten war. Sie kam aber ohne größeren Schaden davon, da die kämpfenden Parteien die Neutralität und christliche Hilfsbereitschaft der Missionare, namentlich der Schwestern, kannten und würdigten. Heute gehört Ratschitz zu den best-eingerichteten Stationen. Sie verfügt über moderne landwirtschaftliche Einrichtungen, über einen bedeutenden Viehstand und einen vorzüglichen Weingarten, der von einem fachkundigen Bruder geleitet wird. Ihre vorbildlichen Einrichtungen haben schon vielfach bei der eingeborenen Bevölkerung Nachahmung gefunden. Die Missionsarbeit gestaltet sich we-



Eine Gruppe farbiger Katholiken aus Umtata mit dem
Apost. Delegaten und dem Apost. Präfecten E. Hanisch
Photo: Mariannhiller Mission

niger günstig, da das Gebiet von zahlreichen protestantischen Sekten be-
arbeitet wird.

Weitere Zentralstationen sind in der Reihenfolge ihrer Gründung: Ein-
siedeln, Revelaer, Ezenstochau, St. Michael, Hardenberg, Maria-Hilf,
Clairvaux, Citeaux, Maria-Zelgte, Maria-Stella, Monte Cassino, Him-
melberg, Sankt Joseph, St. Anna, Triashill, St. Augustin und St.
Bernhard. Dazu kommen noch die Stationen der Präfecturen Umtata
und Bulawahos, deren Entstehen und Entwicklung jüngeren Datums ist.

Etwägt man, daß die älteren Stationen Mariannhills fast durchwegs
mehrere Außenstationen haben und alle zusammen 145 Volksschulen
unterhalten, so kann man sich eine schwache Vorstellung machen von der
Arbeit die von den Mariannhillern im Dienste der Eingeborenen Natal's
geleistet wird.

Ist es nicht traurig, daß solche Arbeit von Millionen von Katholiken
nicht gewürdigt wird?

Begräbnisgebräuche bei Heiden in Empandeni, Süd-Rhodesia, Südafrika

Letzthin hatte ich Gelegenheit, die Gebräuche zu beobachten, bei einem Begräbnis unter den Umakalanga-Negern dieser Gegend. Sobald Todesgefahr vermutet wird oder wenn der Tod plötzlich ein Leben geknickt hat, eilen einige Burschen, alle Auserwählten zum Begräbnis herbeizurufen. Dem Schwerkranken wird kein Hehl gemacht über die Todesgefahr. Die meisten ergeben sich auch ohne Widersträuben in ihr Schicksal. Die Leiche wird sogleich, solange sie noch biegsam ist, für das Begräbnis vorbereitet, nämlich mit Stricken oder Baumbast zusammengebunden, so daß sie im Grab nicht viel Platz braucht und dann in Decken eingehüllt. Die Hütten der Neger sind hier, wohl zum Schutze gegen wilde Tiere von einem Zaun von starken Pfählen umgeben. Ein oder zwei Lücken bilden den Ein- und Ausgang.

Bei dem Begräbnis aber wird ein eigener Ausgang durchgebrochen. Sobald der Leichenzug in Bewegung kommt, stimmen die Weiber das Klagegeschrei an, das bis zum Ende des Begräbnisses fortgesetzt wird, und zwar so laut, daß es weithin zu hören ist. Einige Männer tragen auf einer Ochsenhaut die Leiche hinab in die Nähe des Flusses, wo zwischen den Bäumen und Sträuchern ein Grab hergerichtet ist. Die Verwandten der Toten (es war in diesem Falle ein Mädchen) tragen einen Korb mit Kleidern, einem Flaschenkürbis mit Wasser und einen leeren Kochtopf mit.

Der Vater des Verstorbenen steigt ins Grab, breitet zuerst die Ochsenhaut hinein; dann werden dem Korbe die Kleider der Toten entnommen und ins Grab gebreitet und darauf die Leiche gebettet. Dann wird der Kopf freigemacht, der Flaschenkürbis gereicht und dem Toten das Gesicht gewaschen und die Leiche wieder eingehüllt. Danach wird behutsam Erde darauf gelegt, bis die Leiche bedeckt ist. Dann werfen die Verwandten eine Handvoll Erde in das Grab. Sie sagen dabei einige Worte. Ich verstand nur bei ihrer Mutter die Worte: „Hamba Kuhle!“ Das ist der gewöhnliche Abschiedsgruß: „Gute Reise!“ — Die Männer kommen um das Grab und schieben mit beiden Händen die Erde zum Grab, so daß es schnell gefüllt ist. Auf den Grabhügel werden dann Steine gelegt. Die Weiber bringen sie mit Klagerufen von allen Seiten herbei: Die Männer bedecken das Grab noch mit Dornesträuch.

Das dient wohl zur Abwehr der wilden Tiere, Schakale und Hyänen, die sonst vielleicht schon in der nächsten Nacht die Leiche herauscharren würden.

Dann waschen sich die Männer über dem Grab die Hände, indem ihnen aus dem Flaschenkürbis Wasser über die Hände geschüttet wird. Darauf wird der Flaschenkürbis auf das Grab gelegt und in Stücke zerschlagen, ebenso der Kochtopf und der Korb. Auch der Stiel der Hacke, mit der das Grab gegraben wurde, wird zerschlagen und auf das Grab geworfen.

Zeigt die Mitgabe der Kleider und der Abschiedsgruß den Glauben an das Fortleben nach dem Tode, so dieses Zerschlagen der Geräte die Trennung von den Lebenden. Nach dem Begräbnis wird der Ort gemieden. Das Grab wird nicht geziert oder gepflegt, sondern wo ein besonders geachteter Toter liegt, wird kein Holz gesammelt noch Gras. Alles wird wachsen gelassen, unberührt.

Ein verhängnisvoller Abschneider

Von P. Solanus Peteret RMM.,

Bruder A. war erst 14 Tage nach seiner Ankunft von Europa in Mariannhill, als ihn Abt Franz Pfanner, sel. Andenkens, zu sich auf die Abtei rief und zu ihm sagte: „Bruder, Sie gehen morgen nach Einsiedeln. Sie bekommen ein Reitpferd und ein großes Stück Brot als Wegzehrung, und wenn Sie Durst bekommen, da trinken Sie Wasser an den Flüssen, die sie passieren müssen. Bleiben Sie immer hübsch auf der breiten Fahrstraße und so kommen Sie sicher nach Einsiedeln, denn es liegt an dieser Straße und Sie werden es an der Kirche erkennen. Sie können sich nicht irren, denn nirgends gibt's da bei den Engländern an der Straße eine Kirche. Ungefähr nach 7—8 Reistunden sind Sie in Einsiedeln und dort wird man Ihnen sagen, was Sie zu arbeiten haben.

„Zu Befehl, Herr Abt“, antwortete Bruder A.; „gebens mir den heiligen Segen zur Reise, bitte schön.“ Er küßte den Ring des Abtes und ging, seine sieben Sachen einzupacken und in den Rucksack zu stecken.

Am nächsten Tag nach dem heiligen Offizium, der heiligen Messe und der heiligen Kommunion und einem kräftigen Frühstück, nahm unser Bruder seinen Rucksack und ein derbes Stück Brot, bestieg sein Pferd und hinaus ging der Fahrstraße entlang, dem unbekannten Einsiedeln zu. Nachdem er sechs Stunden geritten war an der heißen afrikanischen Sonne und ihm der Buckel und das Rückgrat schon recht wehe taten und er von Einsiedeln immer noch nichts sah, wurde er stutzig. Aber ein weites buschiges Tal hinaus sah er über einen Hügel eben eine breite Straße. Das ist ja die Fahrstraße, aber sagte er sich, die macht ja einen tollsalen Umweg, da hier ist ein breiter Abschneider, der scheint oben am Hügel in die Fahrstraße einzumünden, den will ich mal nehmen und sollte er nicht recht sein, nun, dann komme ich zurück und reite in Gottes namen auf der Fahrstraße weiter.

Bruder A. verläßt also die langweilige Fahrstraße und biegt nach links ab und reitet auf dem Fußweg weiter. Er kommt zu verschiedenen Wohnungen der Eingeborenen, wo alles zusammenläuft um den wunderbaren Reiter und dessen langen Habit zu betrachten; denn so etwas hatten die Leute noch nicht gesehen. Sie frugen woher und wohin, aber Bruder A. kann noch kein Zulu und antwortet in deutsch; aber die Heiden machen große Augen und lange Ohren, weil sie kein Deutsch verstehen. So reitet unser Bruder weiter in die Wildnis hinein. Da er den Hügel mit der Straße nicht fand, so drehte er einfach um, um auf die Straße zurückzukommen, wo er diese verlassen hatte, aber vergebens. Er fand überhaupt keine Straße mehr. Er kam in Dornbüsche hinein, verlor den Hut, zerriß den Habit und schließlich wurde der Urwald so dicht und unpassierbar, daß er nicht mehr weiter konnte. Die Heiden frugen und reden ihn an, aber Bruder A. verstand nichts davon und konnte auch nicht sagen, was und wohin er wollte.

Nun wurde es dunkel. Die Sonne war untergegangen, der Magen knurrte, denn das mitgenommene Brot war längst verzehrt. Totmatt sattelte unser Bruder sein Pferd ab und ließ es grasen, während er sich ins Gras setzte um auszuruhen. Bevor es stockfinster wurde, band er das Pferd an einen Baum, breitete die Satteldecke am Boden aus, setzte sich darauf, legte den Kopf auf den Sattel und schlief ein.

Am anderen Morgen, schon lange vor dem Sonnenaufgang, hatte er schon wieder gesattelt und fort ging's über Berg und Tal um die Hauptstraße zu suchen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Es wurde Mittag, es wurde Abend, er ritt ohne Unterlaß, aber er fand seine Straße nicht mehr. Da sank die Sonne das zweitemal unter, es wurde finster und er mußte die zweite Nacht draußen übernachten im Busch.

Am dritten Tag sattelte er wieder vor Sonnenaufgang auf und die Reiterei ging wieder los und die Suche nach der verlassenen Hauptstraße.

Es wurde wieder Mittag und da sah er plötzlich vor sich zwei Kirchen und viele Gebäude und Anlagen mit Orangen-Gärten.

Ja, was ist denn das, sagte er sich. Man hat mir doch gesagt, daß Einsiedeln nur ein paar elende alte Lehmhütten hat und ein ganz kleines Kirchlein, wo kamen da diese großen die massiven Kirchen und Gebäude und diese Anlagen her. Wie er da herumstudierte und nachdachte und überlegte, da fand er, daß er vor Mariannhill stand, von dem er vor dre Tagen losgeritten war. —

Er ging zum Abt, bekannte seine Schuld und seinen Ungehorsam, daß er die Straße verlassen, sich total verirrt und einen fatalen Abscheider genommen hätte.

Der Abt nahm ihn liebevoll auf mit der nötigen Warnung und schickte ihn ins Krankenhaus, da er ihn todmüde fand, verhungert, den Leib voll von Kuhzecken, die damals millionenfach im Weidegras sich aufhielten und während der Nacht in den Leib des schlafenden Bruders sich einbissen um ihm das Blut abzuzapfen.

Acht Tage lang wurde der Bruder ärztlich behandelt und vollständig wieder hergestellt. Dann bekam er wieder ein Pferd, ein Stück Brot, die nötige Weisung, ja die Straße nicht zu verlassen und wieder nach Einsiedeln zu reiten und diesmal kam er dort glücklich an.

So kann es einem gehen, wenn man die Fahrstraße verläßt, sich für flug hält und auf den Rat der Alten nicht hört.



Missionschwestern von St. Patrick im Kreise ihrer Lieblinge (Mariannhiller Rhodesia-Mission)

Photo: Mariannhiller Mission

Ins Heilige Land

Von P. Florian Rauch, R.M.M.

(Fortsetzung)

Wie Palästina und seine Hauptstadt schon in den ältesten Zeiten auf Seele und Gemüt eine gewaltige Anziehungskraft ausgeübt und das Ziel frommer, christlicher Pilger von Geschlecht zu Geschlecht in allen Jahrhunderten war, so auch heute noch und es wird auch so bleiben in der Zukunft.

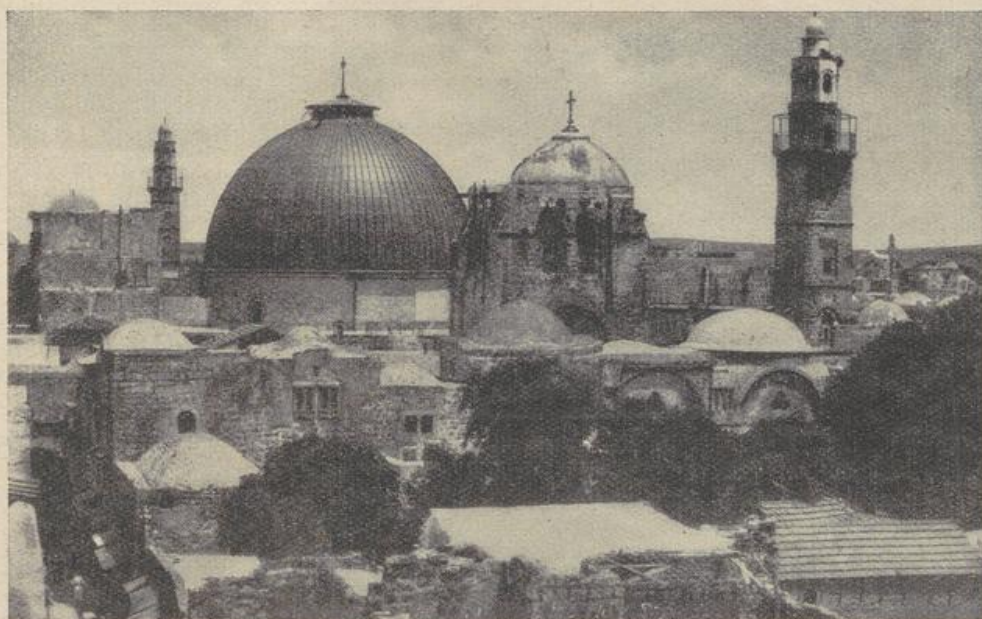
Aber für den katholischen Christen bedeutet ein Besuch ins Heilige Land viel mehr als für das gewöhnliche Weltkind, dem es ja nur um eine angenehme Ferienreise zu tun ist, oder für den Hebräer, der dem Gebote der Thora folgend, dreimal im Jahre nach Jerusalem pilgert, um „Gottes Antlitz“ zu sehen.

Zu Jerusalem, auf Golgatha, hat sich ja vor 1900 Jahren das erschütternde Drama der Welterlösung durch den Kreuzestod Christi abgespielt, und seitdem pilgern ohne Unterlaß die dankbaren, guten Gotteskinder dorthin um die heiligen Orte zu verehren, an denselben zu beten, zu bitten und zu süßnen, sich hinzugeben der stillen Betrachtung über die unerforschlichen Geheimnisse des Lebens, Leidens und Sterbens des Gottmenschen, bereit zu jeglichem Opfer, das eine solche Reise mit sich bringt.

Will jedoch der Pilger wahre Herzensfreude genießen und seelischen Nutzen schöpfen aus seiner Palästinareise, so muß er vor allem mit starkem, lebendigem Glauben dorthin gehen, mit demütiger Gesinnung Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten, suchen, wenn er nicht enttäuscht und unbefriedigt in die Heimat zurückkehren will.

Heute findet der Besucher ein doppeltes Jerusalem, die Altstadt und die Neustadt mit ihren ganz modernen Einrichtungen. In der Altstadt und in den meisten kleineren Orten des Heiligen Landes sind die Sitten und Gebräuche, Leben und Treiben der Menschen, fast noch genau so wie zur Zeit Christi. Der Fellache bedient sich heute noch des alten, primitiven Pfluges und anderer Geräte und Arbeitsmethoden, wie vor 1900 Jahren; das Wasser wird noch ebenso aus den Schadufs heraufgezogen oder heraufgepumpt wie damals. Es begegnen einem Karawanen von Beduinen mit ihren Kamelen, die beladen sind mit Getreide, Baumwolle, ja selbst mit Bausteinen, 7—8 Zentner schwer. An allen Straßenecken hocken Verkäufer und bieten ihre schmutzigen Früchte und Lebensmittel an, Wasserverkäufer machen den dortigen Wanderer durch Schreien und Schellen aufmerksam auf die frische Labung, die das Fäßchen auf dem Eselsrücken in sich birgt. Überall in Lumpen gehüllte Bettler, Krüppel und Kranke aller Art, deren trauriger Zustand wirklich Mitleid erregend ist. Dazu kommen noch die lästigen Kunden, die sich immer und immer wieder als Führer anbieten, aber für jeden Schritt, für jede Bewegung und jedes Wort bezahlt sein wollen. Wer das Wort „Bakschisch“ noch nicht versteht, möge nach Palästina gehen. Die Straßen der Altstadt sind meistens eng, winkelig, holperig und sehr schmutzig. Für einen Europäer ist es nicht ratsam, Früchte und andere Lebensmittel auf den Esels (Märkten) zu kaufen, wenn er seine Gesundheit nicht in Gefahr bringen will. Auch wird vor Taschendieben gewarnt!

Ich nahm Wohnung, wie bereits bemerkt, im Konvent der Borromäerinnen, die mehrere Niederlassungen im Heiligen Lande haben. Die



Außeres der Grabeskirche

Photo: P. Florian, Köln

Bedienung ist sehr gut; man fühlt sich dort zu Hause und ich kann jedem deutschen Pilger nur zu sehr dieses traute Gastheim empfehlen.

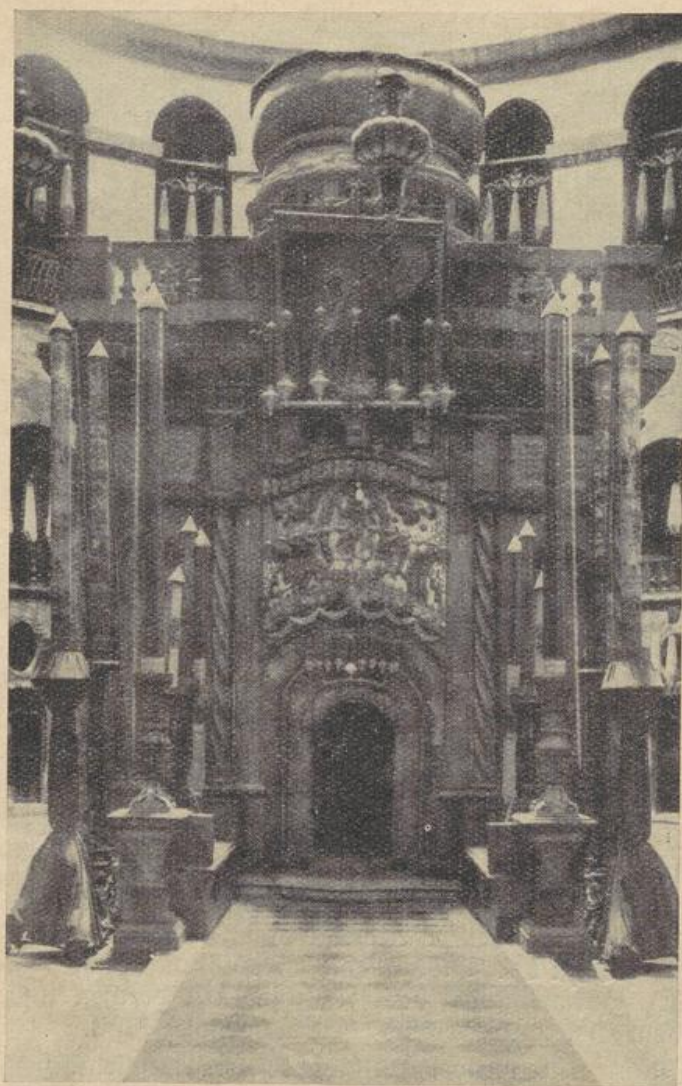
Mein Aufenthalt in Jerusalem dauerte sechs Tage; drei weitere Tage verbrachte ich in Galiläa.

Der erste Besuch galt natürlich der Grabeskirche. Dort trifft man Pilger und fromme Beter, kommend von allen Weltteilen und Nationen. Jeder kann sich ungestört und unbelästigt der Andacht und Betrachtung hingeben, jeder, gleich ob Laie oder Ordensmann, darf sich hier aussprechen und sogar ausweinen vor seinem Gott und Heiland, den er so nahe fühlt.

Gleich am Eingang links stehen zwei Mitglieder der muslimischen Familie, der die Torschlüssel anvertraut sind. Das erste, was man erblickt, ist der Salbungsstein, eine 2 Meter lange und 1,60 Meter breite Marmorplatte, welche die Stelle bezeichnet, auf der Nikodemus den Leichnam Jesu salbte vor der Grablegung und der andächtig von den Gläubigen verehrt und geküßt wird.

In dem großen Rundbau der Grabeskirche, deren Kuppel 20 Meter im Durchmesser hat und 50 Meter hoch ist, steht ein 7,90 Meter langes und 5,50 Meter breites Gebäude; sein Inneres birgt das Heilige Grab. Viele silberne Ampeln von teilweise hohem Kunstwert umgeben das Ganze. Tritt man durch die niedrige Öffnung ein, so befindet man sich in der von 15 kostbaren Lampen erhellten Engelskapelle, in welcher jeden Tag heilige Messen gelesen werden. Jeder Priester muß aber am Tage vorher sich bei den P. P. Franziskanern einen Erlaubnisschein holen. In der Mitte der Kapelle ist ein in Marmor gefaßter Stein, der vor dem Grabe gelegen und den ein Engel wegwälzte und sich daraufsetzte.

Durch eine zweite niedrige Tür gelangt man in die eigentliche 2 Meter lange und 1,80 Meter breite Grabeskapelle. Zur Rechten befindet sich der mit Marmor bekleidete und daher unsichtbare Steinsarg des Heilandes.



Eingang zum hl. Grab
Photo: P. Florian, Köln

Die Decke wird von Marmorsäulen getragen. Von ihr hängen 43 kostbare Ampeln herab; je 13 gehören den Katholiken, Griechen und Armeniern und 4 den Kopten.

Von der Rotunde aus sieht man einen von Mosaik umgebenen Stein im Boden, der den Ort bezeichnet, wo Jesus in Gestalt eines Gärtners der weinenden Maria Magdalena erschien, daneben den Maria Magdalena-Altar. Ein wenig nördlicher befindet sich die Erscheinungskirche, den P. P. Franziskanern gehörend. Hier ist Jesus nach der Überlieferung zuerst seiner Mutter erschienen. Rechts vom Hauptaltar, welche die Erscheinungsszene darstellt, sieht man, von Gittern umhegt, einen Teil der Geißelsäule. In der Kirche ist die Stelle bezeichnet,

wohin die drei Kreuze nach der Auffindung gelegt wurden, um zu erforschen, welches davon das wahre Kreuz sei und wie die Legende erzählt, auch wirklich erkannt wurde, durch das Wunder der Heilung einer todkranken Frau. Ein Teil des heiligen Kreuzes wird in dieser Kirche links vom Hochaltar aufbewahrt, ein anderer ziemlich großer Teil in der St. Mathias-Kirche zu Trier. Zwölf Franziskanermönche versehen den Gottesdienst in der Grabeskirche.

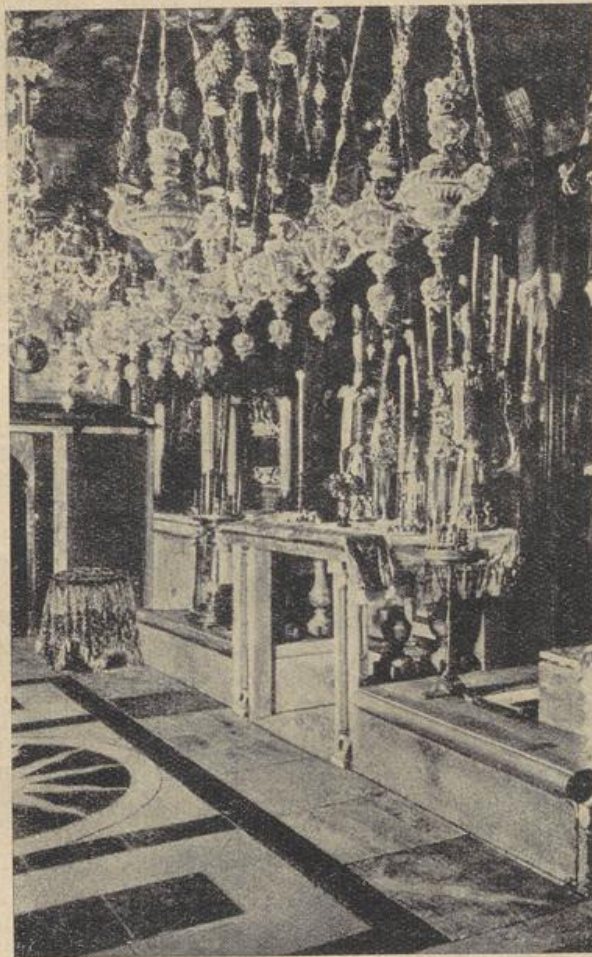
Den Haupteingang zum Grabmonument bildet das westlich davon gelegene, den Griechen gehörende Katholikon. Alles strahlt hier von Gold und Malereien. Im Kirchenschiff ist eine durch Marmor bezeichnete Stelle, die nach einer alten Fabel die Mitte der Welt sein soll.

Im nördlichen Seitenschiff steigt man drei Stufen abwärts in eine natürliche Höhle, die zu einer Kapelle ausgebaut ist. Hier zeigt man das Gefängnis Jesu, in welchem er während der Zurichtung des Kreuzes

angebunden war; ferner sieht man drei halbrunde Nischen. Die erste, griechische, ist dem Hauptmann Longinus geweiht, die zweite gehört den Armeniern und bezeichnet den Ort, wo die Soldaten die Kleider Jesu unter sich verteilten, die dritte ebenfalls den Griechen gehörend, ist die Stelle der Verspottung. In dieser Kapelle zeigt man nämlich einen Stein, auf dem angeblich Jesus im Hause des Pilatus saß, während er mit Dornen gekrönt, von den Umstehenden verspottet wurde. Unter dem Niveau des Heiligen Grabes ist die Helena-Kirche. In dieser steht je ein Altar zu Ehren der heiligen Helena und des reumütigen Schächers.

Im südlichen Seitenschiff der Grabeskirche ist eine 18 Stufen zählende Treppe, auf welcher man zum eigentlichen Kalvarienberge gelangt. In einem besonderen Raume zeigt man die Stelle, wo die drei Kreuze standen. Durch die Öffnung in einer runden silbernen Platte kann man die Vertiefung im Berge sehen, in welcher das Kreuz stand. Auch sieht man den tiefen Riß im Felsen, der durch das Erdbeben beim Tode Jesu entstanden ist. Über dieser Stelle ist ein Altar, der den Griechen gehört und ist zugleich auch die 12. Station des Kreuzweges. Neben diesem Altar, rechts, ist der Altar „Maria Dolorosa“ oder „Stabat Mater“, der die Stelle bezeichnet, wo Maria stand, als Jesus sie der Obhut des Lieblingsjüngers Johannes empfahl, welcher die 13. Station ist. Ich hatte die große Gnade, am Altare „Maria Dolorosa“ die heilige Messe zu lesen und am Altare der Kreuzigung betete ich ein „Vater unser“ und „Gegrüßet seist du, Maria“ für die ganze Welt.

In besonderer Verehrung zu Jerusalem steht die Geburtsgrötte Marias und der Wohn- und Sterbeplatz ihrer Mutter Anna. Es ist dies eine unterirdische Kapelle in der stattlichen St. Anna-Kirche, neben dem sogenannten Löwentor, von wo aus die Straße zum Zedrontal führt. Sobald man die kleine Brücke überschritten hat, kommt man zur Kirche des Mariengrabes, am Fuße des Ölberges. Im Innern führt rechts eine Treppe zu einer Felsenhöhle mit dem Grabe Mariens; in der Mitte der



Altar der 12. Station, wo das Kreuz Christi stand
Photo: P. Florian, Köln

Treppe werden in Seitennischen die Gräber der Eltern Mariens gezeigt, St. Anna's rechts und das des heiligen Joachim links, ebenso das Grab des heiligen Joseph.
(Fortsetzung folgt).

„Muserwählt“

Ein religiöser Bauernroman. Von Berthold H. Withalm.

Nachdruck verboten! — Fortsetzung

Als sie ihn anpackten, erwachte der Kohler so weit, daß er seinen Sohn erkannte. Er griff nach ihm, zerrte ihn zu sich herab, daß der Bierdunst dem Knaben ins Gesicht schlug, und gröhnte auf:

„Und Geischtli werst net! A Saga werst, weilst oaner bist!“

Das Wort sprang dem Franzl an und er besann sich in dieser Nacht: „Dös waar das Höhere.“

Am nächsten Morgen stand er vor der Mutter.

„Mutter, was hat dös gheissen? I will die Wahrheit wissen.“

Und er hörte die lange, lange Geschichte von ihr, die sie einstens dem Pfarrer erzählt hatte. Sein junges Gehirn begriff nicht. Er ging mit einem wirren Kopf von ihr.

Der Vater machte die Sache kürzer:

„Dös geht di gar niz an, was die Mutter daherbracht. Dös is a alte Gschicht, die längst toa Gültigkeit mehr hat. Im Herbst kimmt zum Förster in d' Lehr.“

Das gefiel dem Franzl besser.

Aus bösem Trotz und um seiner Bäuerin zu beweisen, was ihr Verlöbniß ohne sein Mittun sein könne, betrank sich der Kohler nach einigen Wochen ein zweites- und im späten Sommer ein drittesmal.

Er war nun schon ein guter Sechziger und vertrug nimmer so viel wie in seinen jungen Jahren. Aber er trank so viel, bis er besinnungslos wurde und auf seinem Heimwege nicht Weg und Steg sah. Er schwankte vorwärts, drohte mit den Fäusten in heftigen Selbstgesprächen Himmel und Wäldern, fiel auch hin und schlug sich Wunden.

Schwankend erhob er sich und ging schwerverfällig in der Richtung weiter, in der er auf eingesunkenen Knien und mit baumelndem Oberkörper eben stand.

Er stolperte im Zickzackweg der Grindlwand zu. Aber er meinte, auf dem Heimwege zu sein.

Zu dieser Stunde griff langsam und

taftend eine Unruhe der Kohler-Mutter ans Herz.

Es trieb sie bald in die Stube, bald in die Küche, dann wieder vor das Haus. Die Angst war noch unbestimmt, wie sie die Tiere des Waldes haben, ehe die Gewalten des Allmächtigen über sie einstürzen.

Doch plötzlich stand das Gespenst eines nahenden Unheils vor ihr auf.

Sie blickte eben nach dem Wald, hinter dem die Grindlwand steil und tief in das Nchental hinabfällt. Da sah sie ein verschwommenes Bild und schrie auf:

„Vater im Himmel! Franzl, der Vater kimmt noo net!“

„Was hast denn, Mutter?“

„Franzl, um alles in der Welt, lauf umi zur Grindlwand! Lauf! Schnell! Der Vater, der Vater!“

Franzl erschraf:

„Was hast'n, Mutter?“

„Frag net!“ schrie sie mit hastigem Atem. „Lauf! Lauf! Leicht is scho z' spaat. Der Vater find nimmer hoam.“

Nun begriff der Bub. In einem Saus war er bei der Tür draußen. Er straffte die Muskeln und rannte über Stod und Stein der Grindlwand zu. Was Lunge und Füße hergeben konnten.

Die Sonne verglomm hinter dem Brandlerberg und Franzl schrie in den sinkenden Tag:

„Vater! Vater! Hooo! Hooihooo!“

Atemlos kam er an die Waldeslichtung. Die Felsen blinkten ihm entgegen. Hinter ihnen klappte der Abgrund.

Und zwischen den Felsen torkelte sein Vater dem Absturz entgegen.

Wie ein erschrockenes Reh verhoffte der Bub und schrie noch einmal aus allen Leibeskräften:

„Vater, halt! Halt, Vater!“

Und rannte schon wieder. Das Herz schlug wie Hammerschläge an den Hals.

Der drüben blieb einen Augenblick stehen, als hätte er etwas gehört. Dann aber winkte er mit den Fäusten ab: „Was geht dös mi an.“

Er torkelte weiter.

Ein Wettlauf mit dem Tode begann:

Hier der Bub, der über die Felsen sprang wie eine Gense, wenn sie Todesangst zur Flucht zwingt. Dort der langsam dahinschwankende Vater. Wenige Schritte vor dem Verderben.

Raum hundert Sprünge hatte der Junge. Und er sah es genau: drei, vielleicht vier Schritte der Vater und dann . . .

Noch zwei!

Da riß es den Franzl zusammen. Mit einem Ruck stand er, den Mund riß er auf und brüllte in die stille Berglandschaft ein Kreischen hinein, den Kehl laut des Entsetzens:

„Vater!!!“

Der Aufschrei hallte meilenweit in den Bergen wider.

Er mußte auch den Vater treffen. Trunken wandte er sich um, stieß an einen Fels und sank an der Spitze der Grindwand zusammen.

Im nächsten Augenblick kniete sein Sohn bei ihm. Rüttelte an den Schultern des Vaters, bis ihn das Heulen überkam.

Dann fiel sein Kopf an des Alten Brust und er schrie auf, als sei es eine Erlösung in dieser furchtbaren Stunde:

„Vater, jetzt muß i Geischtli werd'n!“

2. Die Primiz

Aber Bärnmoos lachte die Maisonne.

Die jungen Spitzen der Fichten und Tannen äugten im zartesten Grün aus den Wäldern.

Sie lachten auch aus den Triumphbogen, die die Pfarrfinder an den Ortsausgängen zum Empfang des jungen Priesters errichtet hatten.

In das Fichtengrün flochten sie die ersten Frühlingsboten ein: duftende Mai-glöckchen vom Berge, lachende Feldblumen, eben erblühten jungen Glieder und was sonst der Frühling an Duft und Farbe brachte.

Jeden Bogen zierte ein grünes Kreuz. Darin blinkten girlandenumwundene weiße Tafeln. Auf diesen stand mit kunstvollen Lettern: „Der Herr segne deinen Eintritt.“ Oder: „Der du berufen bist, segne uns.“

Auf dem Dorfplatz drängten und schoben sich Bauern und Bäuerinnen, Knechte und Mägde. Sie waren von weit und breit einhergeströmt, den ersten Segen des Primizianten zu empfangen. Der hat eine besondere heilige Macht.

Jedoch warteten die Landleute nicht in andächtiger Stille. Sie standen in Gruppen lachend und schwägend unter der strahlenden Maiensonne, die sich in glitzerndem Geschnür, in seidenen Tüchern und Bändern, in den goldenen Borten der Prienerhüte spiegelte. Es war ein farbenfrohes, heiteres Bild, das eher die

Erwartung zu einem Volksfeste verriet denn zu einer Andacht. Die Burschen äugten nach den Mädeln; die steckten die Köpfe zusammen und kicherten mit zwinfernden Augen unter ihren Tüchern; die Alten besprachen das Wetter, die Politik und die kommende Ernte; und die Weiber klagten sich ihre Not über Hühner und Dienstleute.

Wenige gedachten des jungen Priesters.

Der Schellmooser Faber tat es und er sagte zu seinem Freund, dem Pragentaler Alois:

„Von heut an müß ma eahm ‚hochwürdiger Herr‘ sagen. Mei Liaber, dös hätt si vor zehn Jahr soans von uns träumen lassen.“

Der Alois verniff das linke Auge:

„I woß noo guat, wie ma mit eahm grauft habn, daß d' Fegen gflogen san. 'trament noo amoi — und heunt?“

„Derstt beichten zu eahm gehn. Dir weerd's glei not tun, Aloisi“, lachte der Faber und stieß seinen Freund mit dem Ellbogen in die Weiche. „Zu insem Herrn Kooprater. No, i moan, garaus z' streng werd der net sein mit uns.“

Dem Alois stiegen Bedenken auf. Seine Sünden liefen an ihm vorbei.

„Sag dös net. Die amoi die größten Sangerln waren, die werd'n die besten Betbrüader.“

Der andere zog die Schultern hoch und blinzelte aus seinen Schalksaugen:

„Glaub's net. Er schaut net so her. Grad lustig is er und die Hand hat er mir glei druckt, daß d' Finger fracht habn. Naa, Freund, der is der richtig Geischtli noo net worden.“

„Tean ma grad abwarten, was kimm“, widersprach Alois, dem eine kurze Beichte schlimmer schien als ein Jahr Arbeit. „Es hat si noo a jeder gwandelt, bal er das schwarze Röckel anzogn hat.“

„Aber der Franz werd a Ausnahm sein. Werst es schoo sehgn.“

Sie verstummten und mit ihnen die ganze Schar schwägender Menschen.

Vom Adlerhügel frachte ein Böllerschuß. Sein Echo brach sich an den Bergen und Wäldern.

Und die alten Glocken läuteten mit frohem, hellem Klingklang dem Franz Eisenbichler, Kohler-Sohn vom Bärnmooserberg, zum ersten Schritt an den Altar des Herrn.

Der junge Priester kam vom Berg herunter. Der Dekan und der Pfarrer Birnbacher, dessen weißer Wuschelkopf lustig in die Sonne lachte, begleiteten ihn.

Hinter den dreien humpelte die alte Kohlerin. Ihr ältester Sohn stützte sie, denn ihre zitternden Füße trugen sie kaum. In ihrem Herzen fieberte es, ihre Augen

blickten demütig zur Erde. Aber aus ihrem Untlig leuchtete die Gnade wider, die sie nun erfuhr. Ihr Tag war gekommen.

Der alte Kohler mußte diesen Tag nicht mehr erleben. Er ruhte längst in seiner Scholle. Weiß Gott, wie ihm zumute gewesen wäre.

Franzens Gelsöbnis an der Grindstwand hielt er. Er brachte ihn selbst in das Seminar. Aber in seinem freien Bauernherzen fraß der Wurm, als sein junger Wildfang, sein kleiner „Saga“, in den engen schwarzen Rod gepreßt wurde.

In den Urlaubstagen fühlte er die Härte des Verlöbnisses. Er erkannte, wie die Seele seines Sohnes unter dem Zwierspalt litt.

In den ersten Urlaubstagen war Franz jedesmal gottergeben; er harrete aus mit Beten und Kirchengehen.

Doch schon in der zweiten Woche schlich er sich ins Holz, äugte und horchte nach dem Wild.

Und längstens in der vierten raunte er seinem Vater heimlich zu: „Vater, i moan, der eine Bod . . .“

Dem Vater schnürte es das Herz zusammen. Aber er krampfte seine Gedanken hinunter und lachte seinem Jungen zu: „Den holn ma uns, solange d' noo da bist.“

Und die Mutter sah die beiden mit Kimmernis auf die Jagd ziehen.

Nur einmal mußte sich der Bauer von der Plage seiner Gedanken befreien.

Sie saßen in der Nähe der Grindstalm auf ihrem Hochsitz. Nicht fernab der Stelle, wo der Sohn den Vater rettete.

Da frug der Kohler leise:

„Sag ma amoi, Franzl, wie gfallt's dir eigentlich im Seminar?“

Franz kam die Frage unversehrt. Und ohne Überlegung sagte er die Wahrheit: „s geht schoo, Vater. I gewöhn's.“

Der Alte prüfte ihn:

„Woast, net daß d' amoi sagst: . . .“

„Brucktreten kann i aa nimmer“, bekannte Franzl. „D' Mutter taat's arg verschmachten.“

„Ja, freili, d' Mutter“, murrte der Vater. „Grad ziwegn der muaßt du Geischtl werd'n.“

Da sah Franz mit weitem Blick über seine Heimat hinweg und atmete den heiligen Hauch ein, der ihrer Schönheit entströmte. Ein leises Weh schlich an sein Herz, doch seine Seele befreite sich in dem Geständnis:

„Dös alsoans is net, Vater. I ghör aa hin. Und i werd's richtig machen.“

Der Vater spürte, daß die Mutter end-

gültig gesiegt hatte. So schloß er diese kurze Aussparche:

„Nacha redn ma nimmer davon.“

An diesem Tage hatte den Bod sein Schicksal nicht ereilt. Er zog mit stolzem Schritt an den beiden Jägern vorbei.

Noch in diesem Jahr starb der Bauer.

Sein letztes Wort verhauchte in dem unerfüllten Wunsch: „Wär er doo a Saga wordn. A Saga . . .“

Nun lag er in dem kleinen Freithof unterm Adlerhügel.

Er sah nicht mehr, daß sein Bub mit frohen Augen seinem ersten Meßopfer entgegenschritt.

Groß und aufrecht stolzte er einher, ein rechter Sohn seiner Bergheimat, dem ein unbekümmertes, heiteres Leben von den gesunden, braunroten Backen lachte. Und in seinen dunklen Augen spiegelte sich die Freude und Dankbarkeit für das Erleben dieses Tages.

So kam er vom Berg und schritt durch die harrenden Beter dem frühlinggrünen Altare zu.

Die Menschen neigten die Knie vor ihm und beugten die Häupter.

Nicht ganz. Gerade so viel, daß die Augen die große, schöne Männergestalt erfassen konnten.

Sintemalen die Mädeln und die Burschen mußten versteckt nach ihm schielen. Die einen, weil sie Mädeln sind, und die Burschen, weil in ihnen der Dorfgeist scharfte:

„Der is einer von uns. Unser Kooprater, der Kohler-Bua.“

Den Frauen entging dies alles nicht. Und so raunte hinter dem jungen Priester ein Tuscheln und Bischeln. Aus dem verhauchte immer wieder ein Wort in die Maienluft:

„Unser Kooprater.“

Der hüllte sich in die hellen Meßgewänder. Sein Menschliches verschwand unter ihnen.

Die Menschen schwiegen. Die Andacht der Stunde kam über sie.

Der Primiziant stieg auf die Stufen des Altars. Langsam, gemessen, beherrscht, obwohl sein Herz heftig schlug und die gefalteten Hände leise aneinander zitterten. Er hielt zuerst den Blick gesenkt. Als er aber am Altare stand, fühlte er, wie eine innere Gewalt seine Augenlider hob, und er mußte in seine Landschaft, in seine Heimat blicken.

Da sah er die Berge, sah, wie die sonnumfluteten Gipfel in den Himmel lachten; wie die grünen, weiten Wälder, einer mächtigen Dankagung gleich, ihre

Wipfel vor dem Schöpfer neigten. Er ahnte zwischen den Felsen die Tiere, die in ihrem unbewußten Sinnen ihrem Gott auf ihre Weise dienen. Und er hörte das helle Zwitschern der Schwalben, die zur deutschen Sonne heimkehrten. Von weit her schlug der Frühlingsruf eines Kuckucks an sein Ohr.

So mußte sein junges Blut das junge Leben spüren, das um ihn zur Sonne trieb und sich nach Liebe sehnte.

Und unter ihm standen die Kinder dieser Heimat: harte, hölzerne Gestalten, herausgewachsen aus ihrer Erde wie die strunkigen Stämme der Wettertannen, bärtig und sonngebräunt; und Frauen, bauschig-runde und zierlich-schlank, frohe und vom Leben zermürbte, andächtige und neugierige, Madonnenantlitzige und Hergengesichter. Aber ein Wesen verband alle: die Heimat.

Franz hatte schon Wochen vorher eine schöne, fleißige Erstlingspredigt eingelernt. Mit viel Mühe und vielem Kopfzerbrechen. Mit feinen Zitaten aus der Heiligen Schrift und salbungsvollen Worten.

Er übertwand einen schnürenden Druck in der Kehle und begann, indem er mühsam die Gedankenfolge in seinem Hirn in Ordnung brachte.

Ihm klang seine Stimme fern. In einem Nebel verblaßte sie.

Und plötzlich zerfloß auch das lebensfrohe Bild um ihn. Die Stätte seiner ersten Priesterworte wurde leer.

Eine unheimliche Hand drückte sein Herz zusammen, presste sein Blut, bis es aufschrie: „Sprich doch, wie deine Berge rauschen!“

Da fielen die wohlgelesenen Gedanken von ihm ab.

Sein Herz öffnete sich. Daraus rieselte das Blut, das diese Erde gebat, und sprach zu dem blutvollen Leben, das unter seinen Stufen stand.

Nun erst begann Franz Eisenbichler seine ungelernete Predigt. Und rief die Worte in die Landschaft, die er sagen mußte:

„Da oben auf der Grindswand habe ich vor zwölf Jahren unsern Herrgott angerufen. Er hat mich erhört und seine Gnade streifte mich. So darf ich heute auf diesen geweihten Stufen stehen und ihm danken für die Fülle der Gaben, die er über mich streute. Denn es ist eine große Schenkung, daß ich inmitten dieser Berge und Wälder, inmitten dieser ewigen Schönheit einer gesegneten Landschaft zu euch Lieben sprechen darf. Ich horche hinein in die großen Geheimnisse, die der Allmächtige für uns geschaffen hat. Ich horche demütig und glaube das ewige Rauschen zu hören,

das aus seiner himmlischen Kraft strömt, der die Erde entwuchs. Eure Heimat und ihr! Ihr wurdet die Krönung in seinem Schaffen. Und weil ihr dies seid, so müßt ihr sein Werk auch erkennen! Mit jedem Schritt, mit dem ihr über eure Scholle schreitet, müßt ihr fühlen, wie gnädig der Allmächtige war, daß er euch solch eine Heimat schenkte. Laßt nicht ab, ihm dafür zu danken. Wenn ihr emporblicket, so wißt: Wohin immer euer Auge schweifen mag, wohnt Er, der allmächtige Vater im Himmel und auf Erden! Dann sinkt in die Knie, hebet die Hände zum Himmel, ruft euern Gott an, um ihm zu danken: Du hast uns diese Berge geschenkt! Du hast uns diese Wälder geschenkt! Du hast uns diese Heimat geschenkt! O mein Gott, laß dir tausendfach danken . . . Amen!“

Das griff den Bauern ans Herz. Ihre Augen leuchteten auf, ihre Münder standen halb offen und ihre Hände griffen fester in die Hüte.

Manch einer blickte seinen Nachbar an, nickte stumm und der andere verstand:

„Ja, hast ghört?! Injfern Kooprater! D'Hoamat lobt er! Dös laßt si hörn! 'n Herrgott amoi für d'Hoamat danken! So schön hat dös noo toaner gsgat!“

Und Pfarrer Birnbacher lächelte zu den Worten seines jungen Hilfspriesters still in sich hinein:

„Du wirst mir der rechte Kooperator. Bei dir werden die Bauern gern katholisch sein. Wenn es auch ein bißl heidnisch klingt, was du uns da gesagt hast. Aber wo hört bei meinen Bauern das Heidnische auf und wo fängt das Katholische an?“

Doch der strengere Herr Defan zog mit leichtem Unwillen die Lippen herab und seine Augen drohten dem Prediger.

Das sah der sehr aufmerksame Viktualienhändler Simon Griesenböck.

Den Anfang der Predigt hörte er mit schiefgeneigtem Haupte, andächtigen Augen und mit einem süßen Lächeln um die Mundwinkel.

Dabei forschte sein Blick unablässig zwischen dem Primizianten und dem Defane hin und her. Wenn dieser zu den Worten langsam nickte, so tat es Griesenböck auch.

Und wie der Defan erstaunt aufhorchte und seine Lippen sonderbar verzog, da nahm der Kaufmann den Kopf zurück und drückte die Brauen zusammen. Er wollte nun genau sehen und hören.

Allmählich erkannte er den steigenden Unwillen des hohen Priesters. Damit begann sein Gesicht zu zucken, und als sich das Auge des Defans immer mehr verdunkelte, neigte sich Griesenböck langsam,

ohne mit dem Kopfe die Richtung zu verlieren, seiner Frau zu.

Die fühlte ihn näher kommen und schob fast unmerkbar ihren breiten Oberkörper ihm entgegen.

Griekenböck flüsterte aus der Mundecke: „Was hat dies mit einer Primizianten-Predigt zu tun?“

„Ist halt ein Bauernsohn“, wispelte sie zurück. „Er wird's mit den Bauern halten.“

„Man wird mit ihm vorsichtig sein müssen“, zischelte noch Griekenböck.

Dann kamen die beiden Körper wieder ins Gleichgewicht. Ihre Schwankungen hatte niemand gesehen.

Doch als die Predigt vorbei war, die Menschen sich rührten, umwandten, schneuzten oder sonstwie sich aus der Ruhe befreiten, drehte sich auch Griekenböck nach allen Seiten um, um bei verwandten Seelen die Zustimmung zu seinem Mißbehagen zu finden.

Er fand sie nur bei den Menschen, die nicht aus diesem Stück Erde stammten; bei solchen, die aus einer Fremde kamen und keine bäuerlichen Seelen hatten; bei anderen Krämern und kleinen Handwerkern, die ein starres, gleichförmiges Beten gewohnt waren.

So teilte sich, ehe man über den jungen Kooperator in der Wirtsstube urteilte, das Lager: hier die Bauern, die in der Erde wurzelten, welche bei ihrem Einzug heidnisch war; dort die kleinen Bürger, denen ein streng gerichteter Sinn den freien Atem der Erde nahm.

Zu dem allen aber lachte die Maien-sonne.

Und die feinen Weihrauchwölken traukelten sich in silbernen Fäden um den Kohler-Sohn, daß er unter Sonnenlicht und Duft einem jener farbenfrohen Heiligen glich, die in der Kirche seit Jahrhunderten neben den Altären stehen.

Statt der Engel sangen die Schwalben, Finken und Meisen ihre Liebeslieder und auch der ungezogene Kuckuck aus dem Brandler-Wald wollte nicht verstummen. Leise säufelte es durch Blüten und Zweige, Bienen und Mücken summten freudetrunken dem Frühling zu und ein Zitronenfalter naschte feck an den Blumen, die den Altar schmückten.

Es war ein wunderbarer, lieber Maientag.

Franz, dessen Ohr trotz der zwölfjährigen strengen Zucht wohlabgestimmt auf diese irdigen Töne blieb, hörte mit ergriffenem Herzen während seiner heiligen Handlungen in das geheime Raumen hin-

ein. Und er fühlte die Hingabe und Liebe, die ihm von den Menschen, die ihn verstanden, zuströmte. Er war innerlich verbunden mit den Seinen.

So überkam ihn, als er den Kelch des Herrn emporhob, ein unsägliches Glücksempfinden: Da hast du Gewalt, dem Höchsten zu dienen; und hier der Scholle.

Bleibe beiden treu! rief es in ihm. Dem Gott, der dich in diese Stufen führte, und der Erde, die dich geboren hat.

Er hob das Allerheiligste zu seinem ersten Segen über seine Heimatkinder.

Ein seltsames Licht erfüllte seine Seele.

Er wußte, in diesem Lichte ruhte die Gewalt, die die Erde mit dem Herrgott verbindet.

Die Kohler-Mutter saß während der Primiz an den Stufen des Altars. Viele Mütter beneideten sie ob ihres Ehrenplatzes.

Sie kauerte in ihrem Sessel. Die fahlen, knochigen Hände hielt sie gefaltet um ihr kleines Gebetbuch. Der Rosenkranz pendelte daran und sein silbernes Kreuzchen glitzerte in der Sonne. Die Augen hielt die Bäuerin gesenkt, als wage sie nicht, diesem unsäglich tiefen Glück ins Antlitz zu blicken.

Sie hatte bis zu dieser Stunde zu viele Zweifel erliden müssen: Aus dem Herzen ihres Franz, ihres Verlobnisfindes, schlugen durch den schwarzen Rock immer wieder die Flämmchen der Freiheit auf. Sie fürchtete bis in die letzten Wochen, der junge werdende Priester könnte sich das schöne Kleid vom Leibe reißen, nach der kniefreien, lederen Hose greifen, die Büchse umwerfen und in die wilde Berglandschaft enteilen.

Sie wagte nicht mehr, ihn zu belehren. Aber sie beobachtete ihn und schüttelte oft ihr dünnsträhniges Haupt, wenn der Junge unbekümmert seinen Rock abwarf und wie ein Knecht bei der Bauernarbeit zugriff; oder wenn er stundenlang durch die Wälder streifte; oder gar nach dem Stutzen griff.

Da sandte die Kohlerin viele Stoßgebete zum Himmel.

„Herrgott, verlaß mi net! Laß ihn nimmer zrud!“

Er ließ ihn nimmer zurück. Die Mutter empfing den Segen durch die Hand ihres Sohnes. Das Haupt fiel ihr tief auf die Brust.

Nach der Messe eilte Franz auf seine Mutter zu.

Sie hob ihren Kopf, humpelte ihm ent-

gegen und hatte tausend Worte des Dankes auf der Zunge.

Aber sie konnte nicht mehr hauchen als:
„Mei Franz!“

Das andere sprach ihre Hände, die in den seinen ruhten. Franz streichelte über die Höcker der Gelenke, über die zähen Falten und sprach:

„Mutter, dir dank ich's.“

Da wehrte sie ab:

„Naa, Franzl, du hast's g'schaffen. Net i. I woas's guat, mei hochwürdiger Herr!“

Das Wort, von seiner Mutter gesprochen, tat ihm weh. Er drückte ihr kräftiger die Hände und lachte kurz auf, um sich zu befreien.

„Mutter, für dich bleib ich dein Bub! Hochwürden kann ich vor dir nur sein, wenn ich da oben steh.“ Er wies auf den Altar. „Aber da, auf unsrer Erden, bin ich dein Bub. Und darin ruht schon aller Segen.“

Diese Worte hörte der Dekan, der eben hinzutrat. Er räusperte sich.

Die Köhlerin erschraf. Sie spürte das strenge Wesen, das aus dem hohen Priester atmete. Sie duckte sich darunter und wollte Franzens Worte wieder gutmachen, als Birnbacher frohgemut einhergestampft kam und seinem jungen Kollegen zurief:

„So, Herr Amtsbruder, nun nehmen Sie Ihre Mutter unterm Arm und führen Sie uns zum Festsaal!“

Es war unterdessen elf Uhr geworden. Und Birnbacher war gewohnt, um sieben Uhr zu frühstücken.

Franz folgte seiner Einladung gerne.

Die harrende, neugierige Menge teilte sich vor ihnen, und durch die schmale Gasse, die entstand, schritt dies seltene Paar: Ein königlicher Priester mit leuchtenden Augen und frohen Lippen und eine Mutter, in Demut versunken.

Und aus den Augen der Bauern blinkten ihm Grüße der inneren Verbundenheit zu. Sie freuten sich des Bildes, das Menschentum und Priesterwürde verband. Ihr feiner Sinn erkannte, daß dieser Kooperator der Köhler-Sohn blieb.

Dem Griebenböck und seinen Nachbarn war es nicht recht. Er meinte, als sich hinter den beiden die Gasse wieder schloß, zu seinem Freunde, dem Schuster Fleintl:

„Die Alte hätt hinter ihm auch gehen können.“

„Haben Sie nicht gesehen, wie er sie selbst unterm Arm nahm?“

Griebenböck schielte den Entschwindenden nach:

„Scheint's, ein etwas noch weltlicher Herr, der Herr Kooperator.“

„Er liebäugelt halt mit den Bauern.“

„Er wird uns Bürger nicht übersehen können. Und wenn . . .“

Den Rest verschluckte er und flüsterte nur noch:

„Na, wir werden ja sehen.“

Die beiden waren als Mitglieder des Gemeinderates zum Festmahle eingeladen. Darum preßten sie sich durch den Menschenmäuel. Griebenböck schrie dazu von Zeit zu Zeit:

„Bitte, Platz! Ich muß zum Festmahl.“

Aber plötzlich stand er hinter einer Mauer breiter Rücken. Er wollte durch und versuchte zwei von ihnen mit den Händen auseinanderzuschieben, während er mit greller Stimme rief:

„Platz, bitte Platz!“

Doch die zwei Rücken verwuchsen zu einem Stück und quetschten die Arme des Kaufmannes wie in einem Schraubstock.

Dazu reckten die beiden Burschen die Hälse in die Höhe, so als wollten sie aus lauter Neugierde gar nicht, was sie taten.

Griebenböck befreite mit einem Ruck seine Arme und schimpfte:

„Ihr Lämmeln, laßt ihr mich wohl durch?“

In demselben Augenblick bligten zwei Augenpaare knapp vor dem seinen auf und die zwei Burschen fuhren ihn an:

„Sie, wir zoagn Gahner an Lämmel!“

Der Kaufmann zog vor, seitwärts auszuweichen. Er hatte wieder einmal erfahren, daß ihn die Bauern nicht liebten.

Er schnaubte zornig entlang der Rücken und fand mit einem kleinen Umweg in den Festsaal des Postwirtes.

Lebhaftes, frohes Gesehnatter empfing ihn. Er blieb in der Tür stehen und ärgerte sich:

„Das geht ja zu wie vor einer Hochzeit!“

„Ja, unsre Bauern“, stimmte ihm Fleintl bei.

Der Bürgermeister von Bärnmoos, der Lugauf von Dickenschwend, rief gerade unter Beifallsrufen anderer Bauern dem Primizianten zu:

„Hochwürden, mir san in der Gmoand sei richtig stolz auf Gahner. Gel, Männer“, wandte er sich den Umstehenden zu, „dös söli derf ma ohne weiteres sagen. Richtig stolz! Is sei schoo lang her, daß aus unserer Gmoand oaner Geischtli worn is. Und garaus a Bauernsohn. Dös gfreut ins narrisch, Hochwürden, und i moan, Sie werdn Gahner über die Gmoand net zum beklagen haben.“

„So wenig wie ich“, schmunzelte Birnbacher. „Die Bärnmooser sind mir die richtigen Leut! Gell, Herr Grießenböck“, rief er diesen an, der eben mit neugierig offenen Ohren hinzutrat, „schön ist's in Bärnmoos.“

Der Kaufmann machte einen Kragfuß vor Birnbacher. Dann sah er mit zwinfernden Augen an ihm vorbei und meinte begeistert:

„Ganz sicher, hochwürdiger Herr Geistlicher Rat!“

Birnbacher mußte jedesmal einen Säbner unterdrücken, wenn er mit dem langatmigen Titel angesprochen wurde. Herr Pfarrer, wie die Bauern einfach sagten, hörte er lieber.

„Es ist ein großes Glück, in diesem stillen Bergwinkel wohnen zu dürfen“, schwätz Grießenböck in gewundener Weise weiter. „Ein großes Glück, und wie sehr weiß ich es zu schätzen! Wie schätze ich es nun noch viel mehr, da wir solch einen Priester in unserem Winkel sehen dürfen, da solch ein Priester sich der Schafe dieses Bergwinkels annehmen wird wie unser hochgeschätzter hochwürdiger Herr Primiziant. Es ist ein großes Glück!“

Der Lugauf schnallte kräftig an seiner Zigarre und biß damit das hinunter, was er gern sagen wollte: „Sprüchmacher, damischer.“

Birnbacher war höflicher. Er nickte dem Kaufmann zu, aber die sonderbare Betonung des Wörtchens „solch“ klang ihm verdächtig im Ohre nach. Er kannte seinen Freund Grießenböck.

Eine breite Hand berührte die Schulter des Kaufmanns. Er wandte sich jählings um, schnappte zusammen und dienerte:

„Oh, Herr Dekan! Ihr ergebenster Diener!“

Während die Bauern wieder mit dem Primizianten plauschten, ging der Dekan wie unabsehblich ein paar Schritte zurück.

Grießenböck verstand und folgte ihm.

„Es wäre mir recht“, begann der Priester, als sie abwärts standen, „wenn Sie zusehen würden, daß Sie mit der nächsten Wahl in den Kirchenrat kommen. Das Bürgertum nimmt in Bärnmoos zu, und da wäre es recht, wenn ein Herr aus diesen Kreisen auch mitzustimmen hätte. Ich denke, es wird Ihnen nicht schwerfallen.“

„Hochwürdigster Herr Dekan“, versicherte Grießenböck, „Ihr Wunsch entspricht meiner Absicht. Ich werde bemüht sein, in meinen Freundeskreisen dahin zu wirken, daß meine Wahl gesichert ist.“

Das helle Lachen des Kohler-Sohnes klang — fast schien es als Antwort — in ihr Gespräch.

Der Dekan warf den Kopf auf und meinte streng: „Na, euer junger Kooperator! Der kann lachen!“

Grießenböck schmeichelte, um die richtige Stimmung des Dekans zu erforschen:

„Wie schön ist's doch, noch jung zu sein, ein froher Priester zu sein!“

„Ja, ja, sehr jung“, nahm er mit wissen-dem Schmunzeln die brummige Antwort entgegen.

Nun wußte er Bescheid.

Da lachte es wieder herüber, herzlich froh! Der Bürgermeister erinnerte an einige lustige Streiche des nun geweihten Kohlersohnes:

„Und döös selbigemal, hochwürdiger Herr Primiziant, wissen S' es noo, wie ös Buam in fern alten Omoanddiener a Ragenmusi gmacht habts, daß eahm Hörn und Sehgn vergangen is, dem alten Krauterer?“

„Aber dafür hat er am nächsten Tag jeden einzelnen mit seinem Stecken erwischt“, erinnerte sich Franz voll Vergnügen. „Jetzt ruht auch er in Frieden und braucht sich nimmer zu ärgern.“

„Noo, heunt taat er's gwoiß net und hätt enk allsam verziehn.“

Da trat der Forstmann und Jäger Vinzenz Sponhauer in den Kreis der Erinnerungsfrohen. Sein bärtiger, breiter Schädel ragte über all die schweren Bauern hinweg. Unter den buschigen Brauen lachten Franz zwei Augen entgegen, in denen sich der Wald und die Freiheit spiegelten.

Franz hatte den Sponhauer von seiner frühesten Kindheit an lieb. Drum ging er dem Alten frohbewegt entgegen:

„Ja, Vinzenz! Noch immer gut beim Zeug!“

„Zeit nix, Hochwürden!“ rief der laut zurück.

„Ah geh“, frohlockte Franz, „laß doch! Wir sind doch immer gute Kameraden und du und du gewesen.“

Der Sponhauer schaukelte wie ein Bär hin und her:

„Freili san ma döös gwen . . . Aber jekta“, er stockte, denn am liebsten hätte er doch „Gervus, Franz!“ gesagt, „aber jekta san S' halt doo der hochwürdige . . .“

(Fortsetzung folgt.)